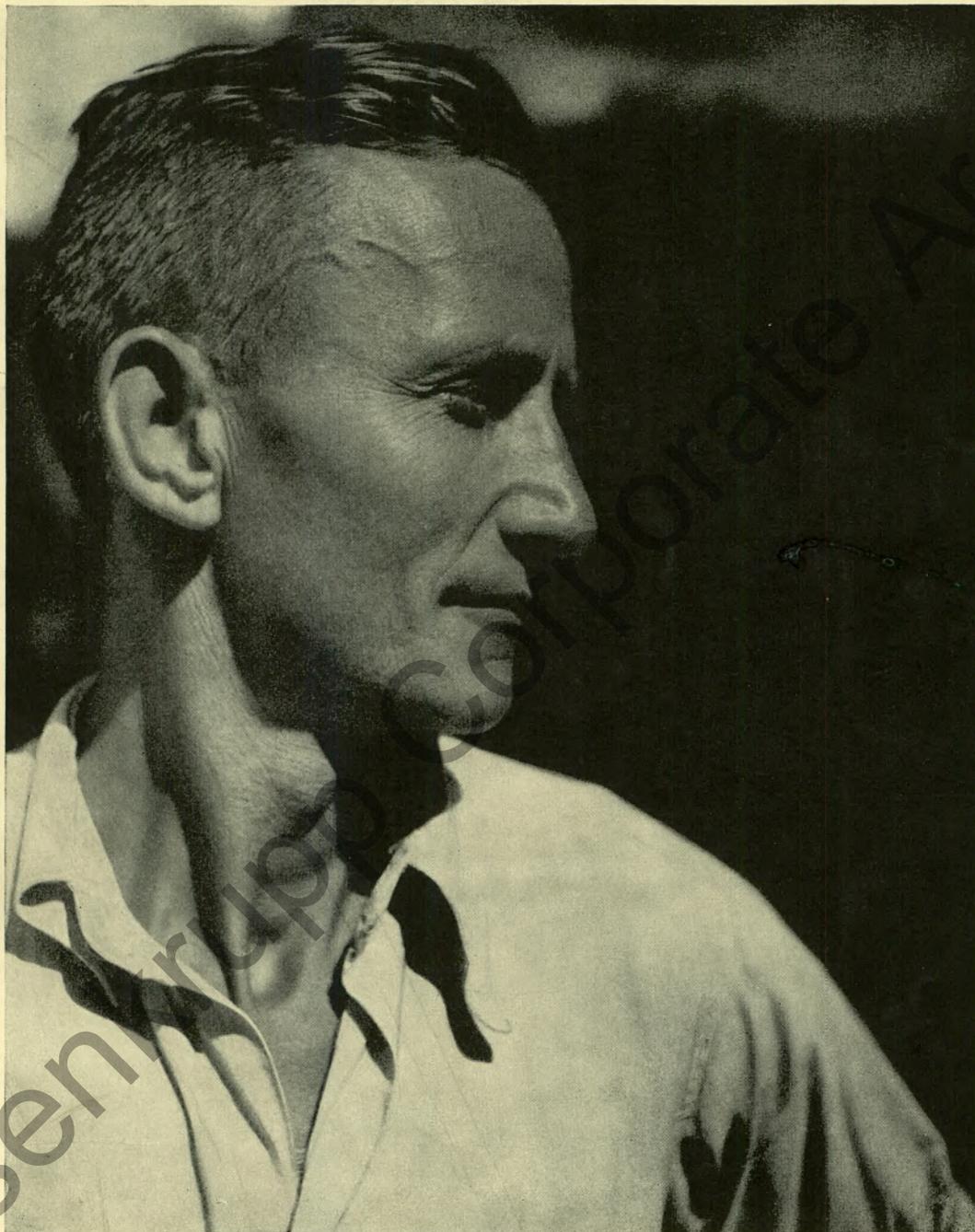


Düsseldorf

# Das Werk



Lichtbild: Hallensleben

Arbeiter aus dem Ruhrgebiet.

(Vgl. den Aufsatz: Volkstumsforschung im Ruhrgebiet.)

**Monatsschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“**

XVII. Jahrg.

Düsseldorf



April/Mai I 1937

Heft 4/5

# Das Werk

XVII. Jahrg.

Düsseldorf, April/Mai 1937

Heft 4/5

## Rückschau und Ausblick.

Auszüge aus Reden und Briefen Emil Kirdorfs 1904 bis 1936.

„Man mag in den acht Jahrzehnten dieses Lebens schürfen, wo man will. Immer und an jeder Stelle trifft die Spitzhacke auf kantiges, schimmerndes Erz. Nicht eine Handvoll ‚tauben Gesteins‘ läßt sich zusammenklauben. Und man mag aus irgendeinem politischen oder wirtschaftlichen Blickwinkel heraus die Lebensarbeit Kirdorfs kritisch beleuchten, immer und an jeder Stelle schält sich klar und moralisch wie ethisch unangreifbar eine Linie heraus, die sein zweifaches Glaubensbekenntnis neu unterstreicht: ‚Ein bezahlter Arbeiter, wie ich es bin, ist verpflichtet, seine Aufgabe zu erfüllen und die Interessen der Gesellschaft zu wahren.‘ Und zum andern: ‚Ich bin an der Stelle, an der ich stehe, stets bemüht gewesen, nicht von dem Wege abzugehen, den die allgemeinen Interessen weisen.‘“

(Aus einem Leitartikel „Zum achtzigsten Geburtstag Emil Kirdorfs“ im Aprilheft 1927 der Zeitschrift „Das Werk“.)

Aus einer Rede auf der Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik in Mannheim am 22. September 1905:

„... Ich bin an der Stelle, an der ich stehe, im Syndikat und als erstes Direktionsmitglied der Gelsenkirchener Gesellschaft, stets bemüht gewesen, nicht von dem Wege abzugehen, den die allgemeinen Interessen weisen, sosehr ich das Interesse der mir anvertrauten Unternehmungen zu wahren gesucht habe ...

Wir stehen heute meist noch auf dem Posten, weil wir den Rücktritt nicht verantworten können. Die Gefahr wird aber eintreten, daß sich solche Leute, die gerade die geeigneten Qualitäten haben, die auch das Bewußtsein für höhere Aufgaben haben, von der Leitung der Industrie zurückziehen. Es werden sich genug Leute finden, die der Gelderwerb lockt; aber sind das die richtigen Vertreter, und ist es dann gewiß, daß sie das Blühen der Industrie weiter aufrechterhalten?“

Aus einer brieflichen Stellungnahme anläßlich Übersendung eines Hetzbildes im „Simplizissimus“ 1904:

„Es ist meines Erachtens aus privaten Kreisen der alles vernichtenden Zeitströmung nicht mehr Herr zu werden. Bedrückten Gemütes, resigniert und entschlossen, auf meinem Arbeitsgebiete, aber auch nicht weiter, meine Pflicht weiter zu erfüllen, habe ich mich zu dieser Erkenntnis durchgerungen. ... Ein wirksames Entgegentreten gegen die zersetzende Strömung wäre nur noch denkbar, wenn es von einem berufenen Vertreter der Staats- und Gesellschaftsordnung mit Wort und Tat aufgenommen würde. Das ist nicht der Fall und wird nicht der Fall sein. Die Furcht vor der öffentlichen Meinung (das ist der Hetzton, der die Massen betört) beherrscht vorwiegend die Kreise, die helfend eingreifen könnten; die Stimme des staatsstreuen und gewissenhaften Bürgertums verhallt ungehört. Ich bin als Pessimist groß geworden und heute überzeugt, daß ich als solcher sterben werde, selbst wenn ich den sozialdemokratischen Kladderadatsch oder die ultramontan-soziale Knechtung nicht mehr erlebe.“

**Juli 1911:**

„Dem deutschen Volke ist nur zu helfen, wenn man ihm endlich Nationalgefühl beibringt; das fehlt allen Kreisen von oben bis unten. Das ‚Für-Thron-und-Vaterland‘-Kämpfen und -Werben ist falsch, nur der Sinn fürs ‚Vaterland‘ muß gehoben werden. Das ist der Fehler des Deutschen, daß er sich für national hält, wenn er ‚Hurra dem Kaiser!‘ schreit. Seit das deutsche Volk keine nationale Führung mehr hat, verkommt und verfällt es.“

**Aus einem Brief vom 26. Oktober 1916:**

„Wir wollen nicht erlahmen, den deutschen Sinn zu wecken, aber gerade die Jetztzeit, in der allem Deutschtum Vernichtung droht, zeigt die Schwierigkeiten, mit welchen zu kämpfen ist und sein wird. In diesem Daseinskampf sind die ‚deutsch‘ fühlenden und handelnden Männer von der Regierung und dem größten Teil der Presse angefeindet; sie werden von einsichtslosen Volksgenossen des ‚Verrats‘ und der ‚Gewinnsucht‘ beschuldigt. Überall steht das Volkstum zusammen, nur nicht in Deutschland; das sind die trübsten Erscheinungen . . .

Angesichts dieser Politik handelt es sich leider zunächst darum, ob wir Deutschland vor der Vernichtung noch bewahren können; ob dann der deutsche Sinn endlich Boden gewinnen wird, ist eine Lebensfrage, die aber zur Zeit in zweiter Linie steht.“

**Aus einem Brief an den Vorsitzenden des Aldeutschen Verbandes, Dezember 1916:**

„Ich habe letzter Tage sowohl in bürgerlichen als auch industriellen Kreisen mehr Ansichten gehört, die das unselige Friedensangebot als eine Tat feiern, als das Gegenteil. Das hat mich tief bedrückt, da ich in diesem Angebot die größte Schwäche sehe, die wir nach all dem bedauerlichen Vorgehen in diesem Daseinskampf erfahren haben. Wenn man diesen Eindruck von seinem Vaterlande erhält, an dem ich mit allen Fasern hänge, so ist damit wohl mehr als genug gesagt. Ich sehe keine Möglichkeit, einen Umschwung zu erzielen; dem Schicksal wird sein Lauf werden, das Ende ein tieftrauriges sein.“

**Aus der Antwort auf seine Berufung zum Mitglied des Beirates des Reichskommissars für Übergangswirtschaft durch den Reichskanzler 1917:**

„Die Berufung zum Mitglied des Beirats des Reichskommissars für Übergangswirtschaft lehne ich ab. Eine fruchtbare Mitwirkung kann ich für mich nicht erblicken. Die Zukunft des Deutschen Reiches und Volkes und seiner Wirtschaft hängt von dem Ausgang des Krieges ab. Die Politik der Reichsleitung, die uns in diesen Krieg geführt hat, wird, trotzdem der Vernichtungswille unserer Feinde — namentlich des Hauptfeindes England — deutlich ausgesprochen ist, unverbessert fortgeführt. Nicht alle tauglichen Waffen werden gegen England angewandt; der Siegeswille ist auf seiten der Reichsregierung nicht vorhanden. Das muß zum unglücklichen Ausgang des Krieges führen, zur Ohnmachtstellung des Deutschen Reiches, zur Verelendung des Volkes, zum Verfall seiner wirtschaftlichen Kraft. Angesichts dieser Gefahr und Aussicht erachte ich jede Beschäftigung mit der Zukunft für unfruchtbar, solange eine Änderung dieser Politik nicht erfolgt. Ich beschränke mich daher darauf, meine Dienste und meine Kraft in dem Dienst der Erhaltung der Wehrkraft des Vaterlandes zu halten.“

**Aus einem Brief 1917:**

„Deutschland und das deutsche Volk gehen ihrem Untergange entgegen, verraten von der eigenen Regierung und eigenen Volksgenossen. Ich habe mit allen Gesinnungsgenossen erfahren müssen, daß geächtet wird, wer nur ans Vaterland denkt und danach handelt. Vaterlandslosigkeit führt das große Wort und hat die Macht . . . Herrlich steht Deutschland, unbesiegbar im Kampf zu Land und zu Wasser da, verzweiflungsvoll aber müssen die treuesten Vaterlandsfreunde sehen, daß es trotzdem an seiner inneren Feigheit und Uneinigkeit zugrunde geht.“

**Auf die Aufforderung eines Volksaufklärungsverbandes, sich gegen den Judenhaß zu äußern, 1919:**

„Ich kann mich Ihrem Vorgehen nicht anschließen . . .

Nur wenn sich eine geschlossene deutschgesinnte Phalanx findet, die gegen die ultramontan-, sozial- und jüdisch-demokratische deutschfeindliche Herrschaft Front macht, ist eine Rettung des Deutschtums noch möglich.“

**Aus einem Brief an einen Jugendfreund:**

„Ich habe bei der Bildung des Industrie-Verbandes, bei dem ich in erster Linie mitgewirkt habe, mich nur von dem Ziel leiten lassen, damit der Gesundung der Industrie und dem Besten der Allgemeinheit, dem Vaterlande zu dienen, hoffend, daß dieser hohe Gesichtspunkt Boden gewinne und erkannt werde, daß mit dem Gedeihen des Ganzen auch die Belange des einzelnen Werkes, das man zu vertreten habe, gewahrt würden.“

**Gegen den Locarno-Vertrag 1925:**

„Mit aufrichtigem Schmerze habe ich die Erklärung für den Vertrag von Locarno von Männern gelesen, an deren vaterländischer Gesinnung ich nicht zweifeln kann und will. Ich bin kein Politiker und beurteile die jeweilige Politik frei von jeder Parteirücksicht aus heißer Vaterlandsliebe. So habe ich vor dem Krieg wiederholt ausgesprochen, daß Kaiser Wilhelm mit seiner Politik Gefahr laufe, das Deutsche Reich zugrunde zu richten. Während des Krieges habe ich dem Reichskanzler Bethmann-Hollweg schriftlich bestätigt, daß seine Politik zum Verlust des Krieges führen müsse, und mit der Revolution habe ich den Verfall des Deutschtums kommen sehen. Die Hoffnung auf ein Aufleben des Deutschtums, die mir die letzte Präsidentenwahl gab, schwindet für mich mit der Anerkennung des Vertrages von Locarno und dem ihr folgenden Eintritt in den Völkerbund. Das Schicksal des Deutschtums ist damit für mich besiegelt. Unfaßbar ist mir, daß Deutsche für einen Vertrag mit Gegnern eintreten, die heute noch unsere Kämpfer aus dem Kriege als Verbrecher behandeln, und deren Willkür wir trotz aller Verträge als Wehrlose überliefert werden.“

**Aus einem Brief an den Reichspräsidenten von Hindenburg, 25. November 1925:**

„Mit dem Namen ‚Hindenburg‘ ist für alle ‚deutsch‘ denkenden und fühlenden Glieder unseres Volkes die Hoffnung auf Gesundung und das Wiederaufleben des Deutschtums verbunden; der Vertrag von Locarno muß aber nach meiner festen Überzeugung diese Hoffnung endgültig begraben. Aus von inniger Vaterlandsliebe erfülltem Herzen drängt es mich, Euer Exzellenz die Hoffnung auszusprechen, daß Euer Exzellenz ehrwürdiger Name nicht mit dem Vertrag von Locarno verquickt werden möge.“

**Aus einem Brief an Adolf Hitler nach dem Reichsparteitag 1929:**

„Heimgekehrt, drängt es meine Frau und mich, Ihnen den Dank dafür auszusprechen, daß Sie die Anregung gaben, an der Tagung Ihrer Partei in den Tagen des 2. bis 4. August teilzunehmen und die erhebenden Eindrücke mitzunehmen, die wir dort empfangen . . .

. . . Unvergesslich wird uns bleiben, wie überwältigt wir waren bei der Teilnahme an der Gedenkfeier für die Toten des Weltkrieges und an der Standartenweihe im Luitpoldhain und an dem Vorbeimarsch Ihrer Truppen auf dem Hauptmarkt, durch den Anblick auf die Tausende und aber Tausende Ihrer Anhänger, denen Begeisterung aus den Augen leuchtete, die an Ihren Lippen hingen und Ihnen zujubelten. Geradezu überwältigend war der Anblick der Ihnen zujubelnden, die Hände nach Ihnen ausstreckenden unübersehbaren Menge am Schluß des Aufmarsches.

Da ist mir, der ich ob des Verkommens unserer Massen und des Versagens der bürgerlichen Kreise an der Zukunft des Deutschtums verzweifelte, die Erkenntnis aufgegangen, warum Sie unentwegt an die Erfüllung Ihrer sich gestellten Aufgabe glauben und vertrauen und Ihren Weg, möge er noch soviel Opfer von Ihnen und Ihren Anhängern erfordern, zielbewußt weitergehen. — Wer in dieser Zeit der brutalen Herrschaft der Vaterlandslosigkeit eine solche Schar nationalgesinnter und zu jedem Opfer bereiter Volksgenossen zusammenfassen und an sich fesseln konnte, darf dies Vertrauen haben . . .“

*Aus einem Aufruf in der Rheinisch-Westfälischen Zeitung zur Volksabstimmung am 19. August 1934:*

„Wenn ich Ihnen etwas sagen soll über den 19. August und die Bedeutung der durch das ganze Volk vorzunehmenden Bestätigung Adolf Hitlers als Führer und Reichskanzler, so möchte ich vor allem darauf hinweisen, daß ich, der ich Adolf Hitler seit Jahren kenne und seinen Kampf um die Seele des deutschen Volkes mit der lebhaftesten Anteilnahme verfolgte, immer besonders bewundert habe, mit welcher inneren Freiheit und mit welch weitem Überblick der Kanzler Probleme zu beurteilen weiß, die ihm ihrer Natur nach durchaus nicht vertraut sein konnten. Sie haben ein Beispiel dafür in der ersten Reichstagsrede Adolf Hitlers vom 23. März vorigen Jahres. In dieser Rede hat der Kanzler mit unbedingter Klarheit die Stellung der Wirtschaft im Staate gekennzeichnet, wenn er sagte: ‚Grundsätzlich wird die Regierung die Wahrnehmung der wirtschaftlichen Interessen des deutschen Volkes nicht über den Umweg einer staatlich zu organisierenden Wirtschaftsbürokratie betreiben, sondern durch die stärkste Förderung der Privatinitiative und durch die Anerkennung des Eigentums.‘

Diese Gedanken der freien Initiative des Wirtschaftsführers hat, wie Sie wissen, Adolf Hitler noch in einer ganzen Reihe weiterer Reden vertreten . . . Er hat sich insbesondere dagegen gewandt, daß man in der Wirtschaft das System der freien Auslese der Fähigen und Tüchtigen durch eine Art von bürokratischem Verfahren ersetze. Mit Recht hat er betont, daß im wirtschaftlichen Existenzkampf viel härtere Auslesebedingungen zu erfüllen seien . . .

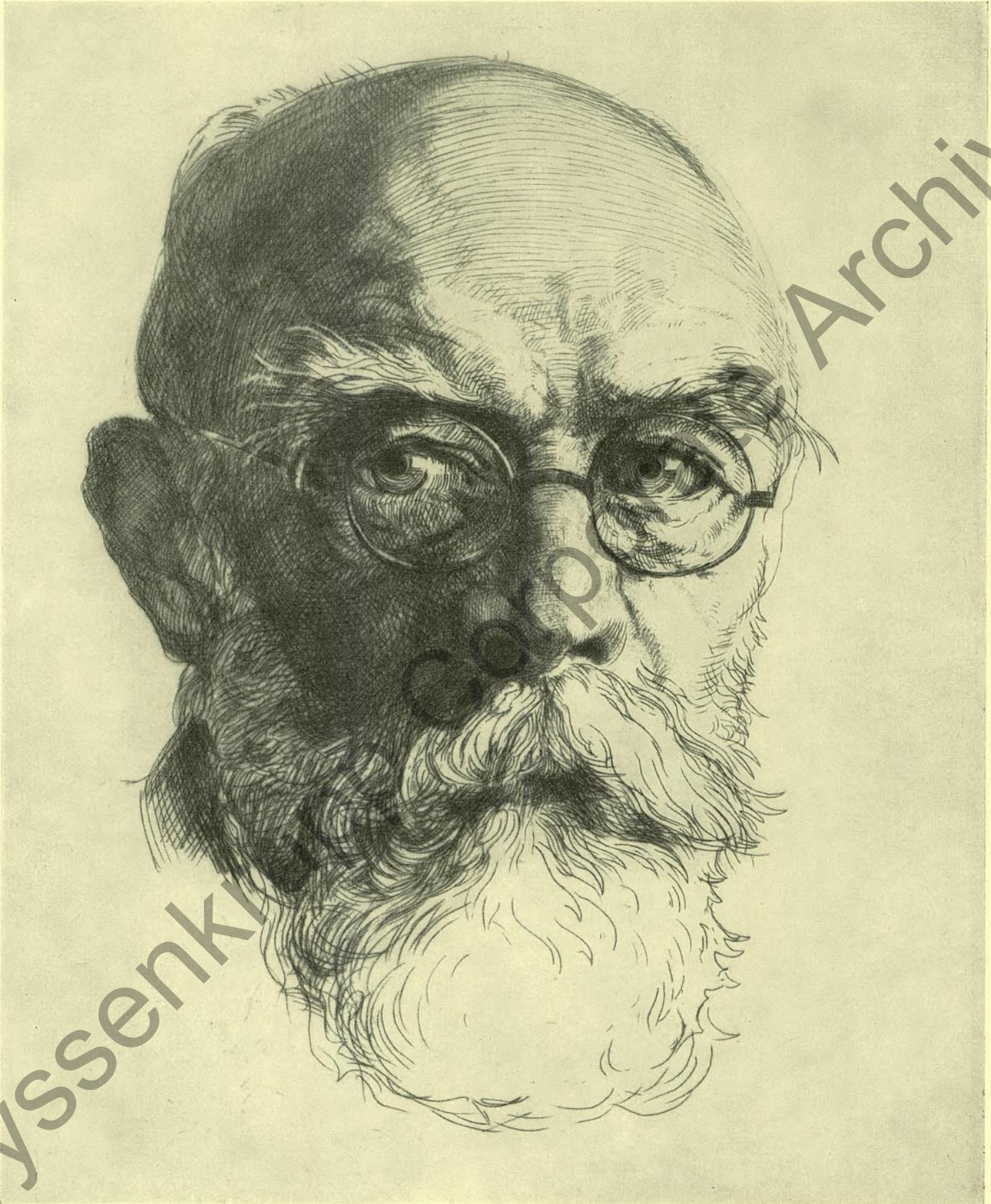
Diese Gedankengänge hebe ich deshalb hervor, und sie erscheinen mir deshalb so besonders wertvoll, weil ich schon vor fast 30 Jahren in einer Rede auf dem Kongreß des Vereins für Sozialpolitik in Mannheim auf diese elementaren Lebensbedingungen der Wirtschaft hingewiesen habe. Ich habe in dieser Rede sehr eindringlich davor gewarnt, die Führer der Wirtschaft mit Anfechtungen und Verdächtigungen zu verfolgen, weil sonst die Gefahr eintreten könnte, daß Menschen, die die geeigneten Qualitäten haben und auch das Bewußtsein der höheren Aufgabe haben, sich von der Leitung der Industrie zurückziehen, und nur die übrigbleiben, die lediglich der Gelderwerb lockt. Ich habe gewarnt vor der Gefahr einer künstlichen Gleichmachung und habe dazu erklärt: ‚Damit, meine Herren, schaffen Sie den Übelstand, der es unmöglich macht, daß auch der einfache Arbeiter sich heraufarbeiten kann. Sie werden sagen: Das ist eine Utopie. Wenn Sie sich im rheinisch-westfälischen Gebiet umsehen, werden Sie eine ziemlich große Zahl von Personen finden, die dem unteren Arbeiterstand entstammen. Von mir selbst kann ich es nicht sagen. Ich habe eine verwöhnte Kinderstube gehabt. Ich entstamme einer Industriefamilie; aber, meine Herren, als wir, mein Bruder und ich, ins gewerbliche Leben traten, waren unsere Verhältnisse nicht anders wie die des gewöhnlichen Handarbeiters. Die große wirtschaftliche Umgestaltung war auch über den elterlichen industriellen Besitz hinweggegangen, und wir haben von der untersten Stelle anfangen müssen.‘

In einer freien Wirtschaft dem fleißigen, begabten und tatenfrohen Menschen wieder Aufstiegsmöglichkeiten aus eigener Kraft zu schaffen, das ist das Ziel, das sich der Führer gesteckt hat und das seine Wirtschaftspolitik bestimmt. Nur eine so verstandene, von der freien Initiative der Unternehmerpersönlichkeit getragene Wirtschaft wird imstande sein, wieder Arbeitsmöglichkeiten zu schaffen!“

*Aus einem Rundfunkgespräch am 9. April 1936:*

Der Sprecher: Wie sehen Sie nun in die Zukunft, Herr Geheimrat?

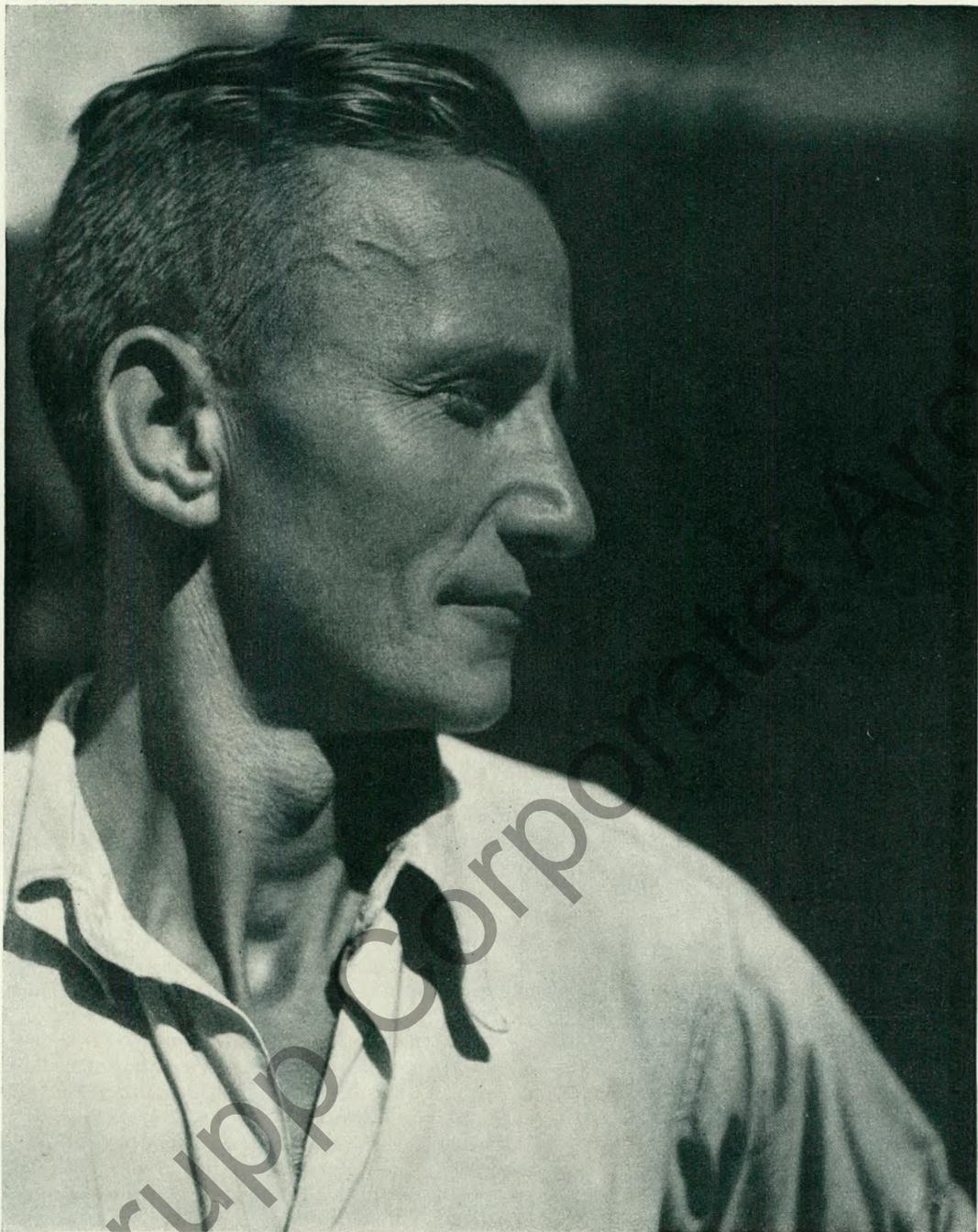
Kirdorf: Ich kann wohl sagen: vertrauensvoll; denn nenne ich es Gott oder Schicksal: das Volk, dem ein solcher Mann beschieden worden ist wie unser jetziger Führer, der so Unerhörtes erreicht hat, was ich nie für möglich gehalten hätte, der uns ein einiges Deutschland schon geschaffen hat, was nach meinen Begriffen unmöglich war bei dem Gegensatz der Landesteile und der verschiedenartigen Bevölkerung — ein Volk, dem ein solcher Mann geschenkt worden ist, das kann nicht untergehen!



Radierung von Hermann Kästelhön.

*Rivclanz.*

(Geb. 8. April 1847.)



Industrie-  
arbeiter.  
Lichtbild: Hallenleben.

## Volkstumsforschung im Ruhrgebiet.

Von Landeshauptmann Karl Friedrich Kolbow, Münster i. W.

Die Notwendigkeit der Aufgabe einer wissenschaftlichen Durchleuchtung und Darstellung von Geschichte und Volkstum im Ruhrgebiet als einer unumgänglichen Voraussetzung für alle Heimatarbeit, die zuerst und vor allem Volkstumspflege sein muß, hat vor nunmehr rund dreißig Jahren der westfälische Dichter Karl Wagenfeld zum ersten Male herausgestellt, wenn er den Menschen als den Träger von Volkstum und Heimat in den Mittelpunkt der westfälischen Heimatbewegung stellte. Wie Wagenfeld das verstand und wollte, spricht aus den Sätzen, die er in einer Denkschrift im Jahre 1913 schrieb: „Für uns, die wir mit Eisen und Kohle dem Ansturm der Industrie ausgesetzt sind,

ist die Heimatfrage letzten Endes nicht eine Frage des Hausbaues, nicht eine Frage der Landschaft, der Sitte, der Sprache an sich, sondern eine Rassenfrage, eine Stammesfrage.“ In der Programmschrift des Westfälischen Heimatbundes von 1928 ist mit größter Deutlichkeit die Verpflichtung angesprochen, die das Industriegebiet als das Herzstück Westfalens der Heimatarbeit aufgibt:

„Das sind Aufgaben“, so heißt es hier, „deren Lösung für Deutschlands Zukunft wichtiger ist als noch so pietätvolles Versenken in Sorgen um die besonnte Vergangenheit. Soziale und volkswirtschaftliche Aufgaben schreien zu ihrer Lösung um Mithilfe durch die Heimatbewegung.



Lichtbild: Hallensleben.

Ofenarbeiter im Werk „Thyssen, Mülheim“ der Deutschen Röhrenwerke AG.

Zu viele unseres Volkes sind heimatlos, bunt zusammengewürfelte, wurzellose Massen ohne Bindung mit deutschem Boden, ohne Bindung mit deutschem Volkstum. Mitzuhelfen, daß diese Massen wieder bodenverbunden werden, mitzuhelfen, daß ihre Kinder nicht mehr in Wohnstätten aufwachsen, in denen für deutsches Familien- und Geistesleben weder Raum noch Luft ist, mitzuhelfen, daß sie, die sich heute nur durch die Not verbunden fühlen und in Abwehrstellung verharren gegen alles Kulturelle, das ihnen nicht sichtbar wirtschaftlichen Nutzen bringt — sich wieder kulturverbunden fühlen, wieder spüren, daß sie wertvolle Glieder einer deutschen Gesamtheit sind: das sind Aufgaben, denen die deutsche Heimatbewegung gerecht werden muß, oder sie ist über kurz oder lang bankrott.“

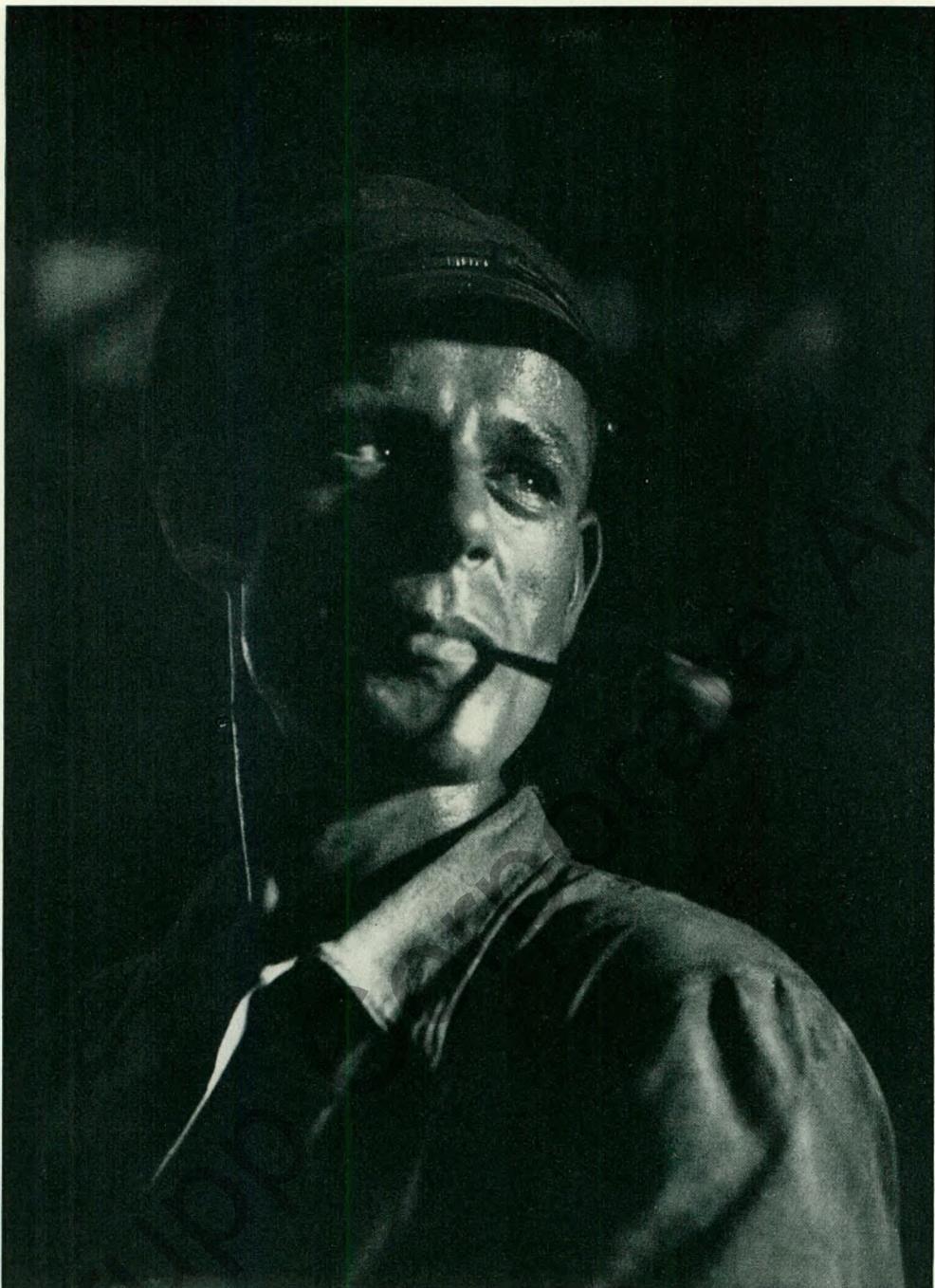
Sollte aber im Industriegebiet eine Heimatpflege mit dieser Zielsetzung überhaupt möglich sein, so mußte man zuerst wissen, mit was für einem Menschentum man es im Ruhrgebiet zu tun hat. Auf diese Frage aber gab die Wissenschaft keine Antwort.

Unstreitig war das 19. Jahrhundert ein Jahrhundert der Wissenschaft und ein Jahrhundert der Technik, wobei sich Wissenschaft und Technik gegenseitig in einem bisher ungekannten Tempo steigerten und hochtrieben. Das Verhältnis der beiden zueinander war so geartet, daß sich die Wissenschaft hierbei in neuartiger Weise der Technik dienstbar machte. So, wie sich der Mensch unter die Gewalt der Maschine verlor, einerlei, ob er sich nun ihren Herrn oder ihren Sklaven nannte, wurden auch die Kräfte der Wissenschaft einseitig der Maschine untertänig gemacht. So weit

ging die Beeindruckung der Wissenschaft dieses technischen Zeitalters, daß sogar die soziologische Wissenschaft, die doch den Menschen und seine gesellschaftlichen Ordnungen erforschen und darstellen soll, von dem Zahlen- und Größenrausch dieser riesenhaften Umwälzung mitgerissen wurde; zu leicht war sie nur Statistik, die in übertriebenem Stolz die bevölkerungsgeschichtlichen Auswirkungen der Ruhrwirtschaft aufzeigte und das „amerikanische Wachstum“ der Ruhrstädte bestaunte, dabei aber wenig nach den Werten fragte, die in und unter diesen Massenbewegungen vorhanden oder fraglich sein könnten. Daß hier in soziologischer, kulturpolitischer, volkskundlicher und in volksbiologischer Hinsicht etwas ganz Neues und Problematisches entstand, überfah man in der Begeisterung über die Zahlen. Das Revier selbst verwandte seine ganze geistige Energie im Aufbau des riesigen Arbeits- und Wirtschaftsapparates. Wenn man sich Gedanken über das Menschentum an der Ruhr machte, da waren es wieder nicht die Leute im Lande selbst, sondern marxistische Ideologen und ebenso in ihre Ideologien verrannte „Industriepädagogen“. Beide waren nicht in der Lage, zu sehen, was an Menschlichem tatsächlich vorhanden war. Jene waren blind dafür, weil sie der Vorstellung vom Proletariat anhängen; diese glaubten, das gegenteilig Geartete besonders hervortreten zu sehen. Beide gingen an der Wirklichkeit vorbei, und daraus erklärt sich auch, weshalb das Ruhrgebiet von sich aus nicht viel für diese Thesen getan hat. Die Menschen an der Ruhr sahen die ungeheuren Aufgaben der Industrie vor sich, deren Durchführung den Verbrauch aller Kräfte verlangte. So kam es, daß sich abseits von der Wirklichkeit ein Schrifttum über Industriemenschen entwickelte, in der vorgefaßte Meinungen maßgeblich waren.

Arbeiter  
im  
Bandeisen-  
walzwerk  
der  
Deutschen  
Röhrenwerke  
AG.

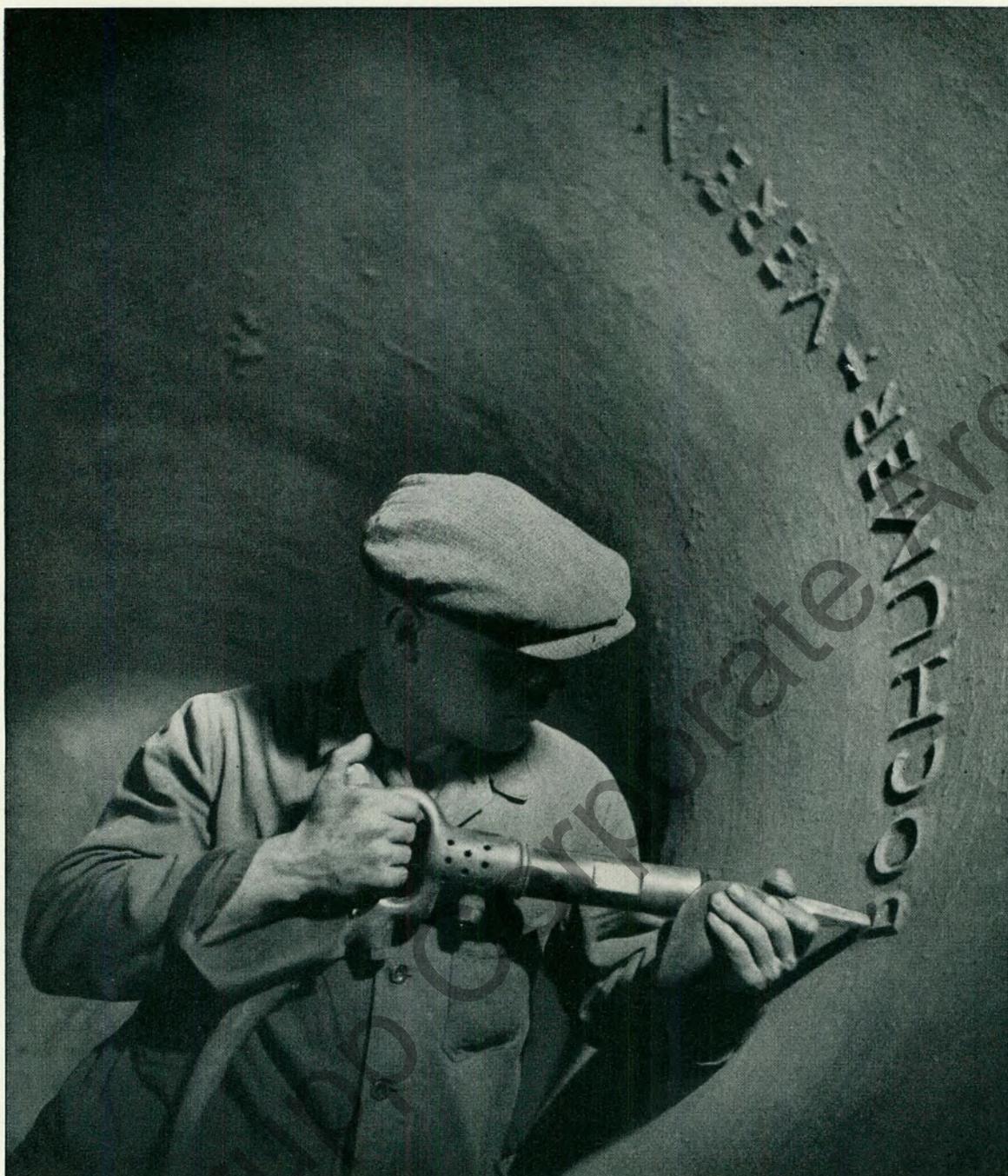
Lichtbild: Hallenleben.



Ebenso unfundig und „unsachlich“ war der sogenannte dichterische Expressionismus in den ersten Jahren nach dem Kriege. Damals gefielen sich die wenigen echten und die vielen anderen Dichter darin, immer nur das Gigantische der Fabriken und Zechen, das Dämonische der Maschinen, das verzweifelt traurige Los der Menschen in den Städten der harten Arbeit an Kohle und Eisen zu besingen. Befremdet nahmen die Menschen des Reviers diese schwungvollen Dichtungen zur Kenntnis. Sie waren zu sachlich, zu nüchtern, als daß sie wirklich davon hätten beeindruckt werden können. Sie wollten vor allem auch nicht so unglücklich sein, wie da gesagt wurde, vielmehr begann damals in einigen Menschen an der Ruhr eine Art Selbstbewußtsein des Landes aufzuwachen. Diese Menschen erkannten, daß die Technik eine ungeheure Leistung des Menschengewisses, aber diesem eben doch untertänig ist. Und von da aus begannen sie, eigene Anschauungen und eigene Gedanken zu entwickeln, die darauf hinausliefen, die Wirklichkeit zu sehen, ohne irgendwelchen unfruchtbaren Ideologien zu

opfern. Das Neue bei ihnen war, daß sie den Menschen als Wert über Wirtschaft und Technik stellten. Aber für den Menschen war zunächst noch kein Platz in der Wissenschaft, die es mit dem Entfernteren zu tun hatte. Erst mußte der Umbruch im Denken kommen, erst mußte die Wertung des deutschen Menschen neu bestimmt werden durch den Nationalsozialismus. Diese entscheidende Wendung der Weltanschauung brachte auch für das Ruhrgebiet die Entscheidung. Nun war der Augenblick gekommen, wo sich die Politik der Ruhrmenschen annahm und ihre Organe die wissenschaftlichen Bemühungen um den Ruhrmenschen aufnehmen konnten.

In diesem Augenblick ergriff der Provinzialverband der Provinz Westfalen die Initiative. Er nahm Verbindungen auf mit der rheinischen Nachbarprovinz, mit maßgebenden Vertretern der Wirtschaft und der Wissenschaft, um gemeinsam mit ihnen die Frage zu behandeln, ob und in welcher Weise die Forschung über das Ruhrvolkstum eingeleitet werden könnte. Diese Verhandlungen führten im Frühjahr



Beim  
Pußen  
der  
Olympia-  
Glocke  
im  
„Bochumer  
Verein  
für  
Gußstahl-  
fabrikation  
AG.“

Sichtbild: Kunstf.

1935 zu dem Entschluß der beiden Provinzen, ihrer Hochschulen und der Wirtschaft, eine Forschungsstelle für das Volkstum im Ruhrgebiet ins Leben zu rufen, wobei die Geschäftsführung dem Provinzialinstitut für westfälische Landes- und Volkskunde zugewiesen wurde. Innerhalb des Instituts wurde die Forschungsstelle der volkskundlichen Kommission zugeteilt.

Im ganzen gesehen, ergänzt die Forschungsstelle den Aufgabekreis der volkskundlichen Kommission, deren Tätigkeit sich praktisch im Rahmen der wissenschaftlichen Volkskunde im geläufigen Sinne hält. Die Eigenart des Ruhrgebietes in volkskundlicher Beziehung, der Umstand, daß die Gesichtspunkte und Methoden einer überwiegend auf das Bäuerliche gehenden Volkskunde nur von beschränkter Bedeutung und Anwendbarkeit auf das Ruhrvolk sind, bedingen für die Forschungsstelle einen Aufgabekreis von ganz bestimmtem Gehalte.

Der Weg zur Erkenntnis vom Wesen des Menschentums an

der Ruhr wird von dem der üblichen Volkskunde in vielfacher Hinsicht abweichen. Auszugehen ist von der zahlenmäßigen Erfassung der Entwicklung der Ruhrbevölkerung. Damit fällt der Forschungsstelle die reichswichtige Aufgabe zu, einen Ausschnitt aus der großen Binnenwanderung der Neuzeit in Deutschland zu behandeln. Es geht darum, festzustellen, wieviel Menschen an die Ruhr gezogen sind, wo sie sich niedergelassen haben, wie sich die Zuwanderung zeitlich gliedert und damit den Raum mit sehr verschiedenem Volkstum füllt. Die zunächst in Zahlen festgelegte Zuwanderung gilt es dann geschichtlich zu erfassen, so, daß neben die Geschichte der Entfaltung der Wirtschaft des Reviers eine Geschichte der Menschenmassen tritt. Daraus leitet sich die nächste Aufgabe ab: zu ermitteln, welche Veränderungen die zugewanderten Menschen in sich und miteinander erlebt haben dadurch, daß sie in das Industriegebiet zogen und dessen Volkskörper aufbauten. Auszugehen ist dabei von der Erbmasse, die diese Menschen haben und die sich im Volkstum der gewachsenen deutschen

Ziselieren  
der  
Olympia-  
Glocke  
im  
Bochumer  
Verein.

Lichtbild: Kunstf.



Stämme ausgeprägt hat. Das mehr oder weniger ausgebildete Stammes- und Volkstum, das sie mitbringen, hat nicht in allem Bestand, es wird verändert. Vieles verliert sich, Neues fügt sich hinzu, so daß schließlich das Bild eines neuen Menschentums dasteht.

Die Besonderheit dieser Menschen zu umschreiben und darzustellen, ist dann die eigentlich volkskundliche Aufgabe der Forschungsstelle. Zu fragen ist nach Inhalt und Gliederung der persönlichen Welt der Vorstellungen und Werte, die der einzelne hat. Darüber aber erhebt sich der große Bau des Gemeinsamen, das ohne Zweifel aller ursprünglichen Verschiedenheit entgegen im Wachsen begriffen ist. Welcher Art das neue Gemeinsame ist, wäre die nächste Frage. Wie baut sich das Gemeinschaftsleben auf, wo sind die Mächte, die seine Gestalt bestimmen? Im einzelnen gehören hierhin Fragen nach der Sprache, der Gesellschaft, nach Sippe und Familie. Auch Bräuche und Gewohnheiten wären zu untersuchen. Am

Ende muß dann ein Bild des entstehenden Kulturvolkstums stehen, wobei vorausgesetzt wird, daß man ein Recht hat, von Volkstum zu sprechen, daß also ein Gemeinsames wirklich vorhanden ist. In dieser Abteilung sind dann auch die Fragen zu behandeln, wie der einzelne, wie die Familie und die Gesamtheit zur Welt der Maschinenarbeit stehen, wie die Tatsache der industriellen Arbeit in das Weltbild und Wertgefüge eingebaut ist. In allem aber gilt es, den Charakter des privaten Menschen in allen Abschattungen wie im Gemeinsamen zu erfassen.

Bei der Betrachtung der bestimmenden Mächte wird man auch auf die Grundfragen alles Volkslebens, auf die Bedeutung der Rasse, eingehen. Rasse und Stamm sind die Ausgangsbegriffe, und sie werden am Schluß wieder in den Kreis der Gedanken und Untersuchungen eintreten, wenn es gilt, eine Antwort auf die Frage zu finden, ob das Leben an der Kultur eine Geschlossenheit und Ordnung anstrebt, wie sie den ge-

wachsenen Stämmen eigen ist. Gefühlsmäßig glaubt man die Antwort zu wissen: Auch an der Ruhr entsteht eine Art Stamm und Stammestum, freilich von ganz anderer Art, als wir es sonst im deutschen Volke kennen, aber eines, das seine Werte nicht minder hat als die Welt der Bauern.

Die Frage nach dem menschlichen und nationalen Wert des Ruhrvolkstums ist damit bereits gestellt. Die Arbeit der neuen Forschungsstelle ist damit auch auf außerwissenschaftliche Belange gerichtet. Denn ohne Zweifel ist solche in bestem Sinne zeitgemäße Forschung nötig (weniger für die Wissenschaft als für Politik, Erziehung und Kulturpolitik. Fragen wir daher zum Schluß, welchen Wert man der Arbeit der Forschungsstelle beilegen darf. So, wie die Forschung ihren Auftrag aus der Volksführung hat, so möchte sie ihre Ergebnisse auch dahin zurückgeben. Menschenführung ist eine Kunst, die auf Takt und Verstehen zurückgeht, die aber auch wissen muß, was erwartet werden kann. Der Betriebsführer, schon jeder Meister und Steiger haben eine allgemeine Vorstellung von dem, was in ihren Arbeitskameraden steckt, ja sie müssen es genau wissen, wenn sie in dem harten Kampf um die deutsche Erstarkung und Gefundung sichere Erfolge erzielen wollen. Nicht umsonst hat sich der Dintabedanke so kraftvoll durchgesetzt; er war nötig, weil wir wissen, daß uns unsere Maschinen nichts nützen, wenn wir nicht auch die Menschen kennen die damit zu tun haben. Jeder Betriebsführer muß seine Belegschaft auch in ihrem privaten Charakter kennen; er muß wissen, wo ihre Nöte, ihre Beschwerden und ihre Wünsche liegen. Anders wird er eine vernünftige Werkspolitik gar nicht führen können.

Wie der Werksführer muß jeder, der Erzieher und Führer ist, eine Vorstellung von der menschlichen Eigenart der Geführten haben. Das gilt besonders für den Lehrer, der die Jugend auf ein gesundes und im Volksganzen gegründetes Leben hin erziehen und bilden soll. Unstreitig fehlt es in dieser Beziehung noch sehr an Kenntnissen, da die Erziehungspädagogik und auch die Schulpädagogik mit Großstadt- und Industriewelt nicht viel anzufangen wissen. Wenn der angehende Lehrer in die Volkskunde eingeführt wird, so geschieht das fast ausnahmslos im Sinne der auf das Bäuerliche abgestellten Volkskunde, mit der allein jedoch der praktischen Erziehungsarbeit in den Industriestädten nicht viel gedient ist. Die maßgebenden Kreise der Forschungsstelle haben daher den verständlichen Wunsch, die Ergebnisse ihrer Arbeit möglichst weitgehend auch für die Ausbildung der Lehrerschaft ausgenutzt zu sehen. Es handelt sich hier nicht darum, noch eine mehr oder weniger nötige Wissenschaft in diese schon stark belasteten Anstalten hineinzubringen, es handelt sich vielmehr darum, eine Grundwissenschaft, die Kenntnis der wirklichen Gegebenheiten des ruhrländischen Gemeinschaftslebens, zur Grundlage der Lehrerbildung zu machen.

Auch in vielen Fragen der Verwaltung geht es um Volks-

erziehung und Volksführung. Es sei nur als Beispiel auf die mit der Umsiedlung von Industriemenschen auf das Land zusammenhängenden Fragen hingewiesen, die mit außerordentlich viel psychologischem Feingefühl und nur aus einer umfassenden Erfahrung vom Menschlichen des Ruhrvolkes zu lösen sind. Auch eine planmäßige Kulturpflege im Ruhrgebiet wird zu ihrer erfolgssicheren Arbeit auf die Dauer die Einsichten der ruhrländischen Volkskunde nicht entbehren können. Und schließlich kann die Forschungsstelle in der Pflege des Heimatbewußtseins besonders große Dienste leisten, da sie aufzeigen wird, welche Merkmale hier dem Gemeinschaftsleben und dem Gefühl der Volksverbundenheit zugrunde liegen. Sie wird in Sprache und Gesittung, in Weltanschauung und Lebensgefühl angeben können, was der Gemeinschaft dient und was sie sprengt.

Die Forschungsstelle hat mithin eine wissenschaftliche Aufgabe, die dann richtig gelöst wird, wenn sie zugleich dem Ruhrmenschen dient und am Aufbau des Volkstums und des Heimatbewußtseins in diesem Gebiet durch ihre Einsichten mitgestaltend beteiligt ist. Dieser Forderung kommt sie heute schon dadurch nach, daß sie nicht nur auf statistischem Wege das Zustandekommen dieses Biermillionenvolkes verfolgt, sondern gleich schon in die Familiengeschichte hineinleuchtet; denn vieles von den Ereignissen der Vergangenheit wird erst klar und verständlich, wenn man es in den engen lebendigen Bahnen des Blutes und der Sippe beobachtet. Familiengeschichte ergänzt darum die allgemeine Bevölkerungsgeschichte und stellt damit wieder die Grundfrage der Volkskunde, die Frage der Rasse und ihres Bodens. Die Forschungsstelle beobachtet daher schon in verschiedenen Sippen, wie sich der Einzug in die Industrie vollzogen hat. Schließlich ist ja für alle, die hier

leben, die Familiengeschichte die Spiegelung gesamtdeutscher Geschichtsvorgänge, die auf die Einzelsippe wie das Schicksal selbst eingewirkt haben.

Diese Arbeit am Ruhrvolkstum soll den Menschen und allen Organen helfen, sie kann aber auch Beispiel sein für andere Industriegebiete, an deren Erforschung man ebenfalls herangehen muß. Denn es würde eine unverzeihliche Unterlassung bedeuten, wenn wir den jüngsten volksgeschichtlichen Vorgängen im deutschen Volkskörper nicht mit derselben Gründlichkeit und Aufmerksamkeit begegneten, wie es für Vorgänge der früheren Zeit selbstverständlich ist. Dabei ist es wichtig, zu bedenken, daß sich die Wandlungen so schnell vollziehen, daß manches aus den ersten Jahrzehnten weder genau erkannt noch verstanden werden kann. Darum soll die Forschungsstelle auch das noch tun und für die nachfolgende Forschung das Material sammeln, aus dem sie die verschiedenen Wandlungen, die heute noch geschehen, erkennen kann. Es handelt sich gewissermaßen darum, die Vorgänge mitzuschreiben, während sie noch ablaufen, und sie so den Nachfolgern zur Ausdeutung bereitzustellen.

### *Bergmann und Bauer.*

*Wir beide, Bauer, du und ich,  
Sind Zwillingssöhne unsrer Erde,  
Die uns in liebender Gebärde  
Erhält und nährt mütterlich.*

*Du pflügst den Acker, der dich prägt,  
Wirfst Saat und Schweiß in seine Poren  
und hast dich an dein Werk verloren,  
Wenn es im Herbst Früchte trägt.*

*Ich schlage tief das Felsgestein,  
Der Erde Gaben zu gewinnen,  
Und wenn sie durch die Hand mir rinnen,  
Dann soll das meine Ernte sein.*

*Wir beide, Bauer, sind bestellt,  
Erdtreu zu sein mit Herz und Händen:  
Ich zwischen dunklen Felsenwänden  
Und du auf weitem grünem Feld.*

*Walter Dach.*



Siegen mit Siegbrücke und unterem Schloß um 1850.  
Nach einem Aquarell von Jacob Scheiner.

## Der Siegerländer Hauberg und seine geschichtliche Bedeutung.

Von Professor Dr. Walther Schneider.

Raum ein Teil des deutschen Wirtschaftsgebietes hat sich bis in unsere Tage ein so besonderes, ja eigensinniges Gesicht erhalten wie das zwischen Sauerland, Bergischem Land und Westerwald eingebettete Siegerland mit seiner Hauptstadt Siegen, die der echte Sohn dieser Landschaft mit naivem Stolz noch heute als „die Stadt“ schlechtbin bezeichnet wie der Römer seine „Urbs“. Die geopolitische Lage des Landes, die karge Natur des Bodens und andererseits die mineralischen Schätze, die er birgt, haben zusammengewirkt, um eine ganz eigenümliche Wirtschafts- und soziale Struktur aufzubauen, die der heutigen Zeit manches zu sagen hat.

Völkisch, politisch und kulturell gesehen, hat das Siegerland Jahrhunderte hindurch die Schicksale eines Grenzlandes erlebt. Fränkische Mark gegen die Sachsen, von der Grenze zwischen niederdeutscher und mittelfränkischer Mundart durchschnitten, uneinheitlich in der Bauweise seiner Gehöfte und Gemeinden, begehrt und umstritten wegen der Schätze seines Bodens bis in die Tage des Wiener Kongresses, andererseits geschützt durch Wallburgen, starke Höhen und die Landhecke im Norden, hat sich dort ein trotziges Eigenleben entwickelt, das hier und da wohl wunderliche Blüten treibt — so, wenn das Statut des Siegener Kultur- und Gewerbevereins noch vor hundert Jahren von „inländischen Mitgliedern“ spricht —, aber im ganzen dem Lande und seinen Menschen einen starken und kraftvollen Charakter erhalten hat.

Es ist vielleicht das älteste Eisenerzgebiet Deutschlands. Daß schon in der La-Tène-Zeit, also um 500 vor Christus, Eisen

hier gewonnen wurde, bezeugen die Ausgrabungen von etwa fünfzig vorgeschichtlichen Schmelzöfen in der Umgebung Siegens<sup>o</sup>. Um 780 nach Christus ist der Eisenbergbau urkundlich nachgewiesen, und wenn um 1150 ein englisches Epos die Heimat Wielands des Schmiedes in das Siegerland verlegt, so wird man sich nicht wundern, daß die Legende auch die Lanze Karls des Großen in Wien aus Siegerländer Eisen geschmiedet sein läßt.

Zur Gewinnung des Eisens aus den Erzen bedurfte man der riesigen Wälder, die ehemals nicht nur das Siegerland bedeckten, sondern auch dort rauschten, wo heute die kahlen Hochflächen des Westerwaldes und die Hochmoore im Norden des Siegerlandes sich ausbreiten. Bergbau und Forstwirtschaft sind daher die wirtschaftlichen Grundelemente der Landschaft.

Eng und zwangsläufig war die Verarbeitung des Erzes mit dem Walde verknüpft; denn die „Rennfeuer“, die aus dem Erz das in Rinnen abfließende Roheisen ausmolzen, das dann in kleinen „Luppen“, d. h. Klumpen, sich formte, wurden durch Holz genährt, und mächtige Schlackenhalden finden sich unter ganz alten Eichen in Gegenden, wo kein Erzvorkommen nachzuweisen ist, ein Beweis dafür, daß damals das Erz zur Feuerstätte gefahren wurde. Im 12. und 13. Jahrhundert machte das Holzfeuer der Holzkohle Platz, die durch den Blasebalg zur Glut gebracht wurde. Damit wurden die

<sup>o</sup> Vgl. Otto Krafa „Auf den Spuren vorchristlicher Eisenhüttenleute im Siegerland“. „Das Werk“ 1933. Heft 11, S. 517/520.

Kennfeuer von den Bergen an die Flußläufe verlegt, deren Kraft die Bälge trieb, und der Wald kam zum Erz hinab in die Nähe seiner Fundörter. Bald siedelt sich neben der Hütte, die durch zweimaliges Feuer schon den „Ofenmund“ herstellt, die von der Welle getriebene Hammer zur Verarbeitung des Eisens an, und von Netphen bis Eiserfeld, von Hilschenbach bis Weidenau liegen im 15. Jahrhundert Hütte bei Hütte, Hammer bei Hammer, während in der „Stadt“ die Zünfte der Stahlschmiede, Hammerschmiede und Kleinschmiede ihre Erzeugnisse bis nach Köln, Frankfurt, ja Worms und Nürnberg liefern. Besonders berühmt waren die aus dem wohl im Siegerland erfundenen Gußeisen hergestellten Ofen und Grabplatten. Indessen zerstörte der primitive Betrieb auch die mächtigsten Wälder, da für ein Fuder Eisenstein fünf bis sechs Fuder Holzkohle benötigt wurden. So wurde die Kohlennot das Gespenst des Siegerlandes, und aus ihr wurde die eigenartige und charakteristische Waldwirtschaftsform geboren, die als „Haubergswirtschaft“ bis in unsere Tage die gesamte Wirtschafts- und soziale Struktur maßgebend beeinflusst hat.

Man erkannte, daß die Kohle von fünfzehn- bis zwanzigjährigen Eichenstämmen nicht nur leichter zu gewinnen, sondern durch größere Festigkeit und Heizkraft auch wertvoller sei als die aus dem gespaltenen Holz alter Stämme gewonnene. Daß bei einem solchen Niederwaldsystem noch dazu ein Teil des Bodens in gewissen Abständen durch Abschlag für die Gewinnung von Kornfrucht und Viehhude frei wurde, erschien als ein weiterer Vorteil. So verschwindet der Laubholzhochwald mehr und mehr, und 1562 greift Graf Johann der Ältere durch die „Holz- und Waldordnung“ mit scharfen Maßregeln gegen den Raubbau ein, damit „nicht der Eisen-, Stahl-, Blei- und Kupferhandel, in denen nicht das geringste Gewerbe, Hantierung und Nahrung in dieser unser Landesart steht, gar zu Boden gehen würde.“ Damit war der Fortbestand des Niederwaldes und des Bergbaus gesichert. Diese „Haubergswirtschaft“ ist für das Siegerland schicksalhaft sowohl durch die Entwicklung der Eisen- und Lederindustrie und der Wiesenkultur als auch für den sozialen Aufbau der Bevölkerung und das wirtschaftliche Denken geworden. Die Hauberge bilden nämlich als ein ungeteiltes und unteilbares Ganzes das Eigentum der in der Genossenschaft vereinigten Besitzer, während der einzelne Anteil an dem in sechzehn Schläge geteilten Niederwald, „Jahn“ genannt, nur Idealbesitz ist. Wie weit dieses Rechtsverhältnis eine Fortführung der germanischen Markgenossenschaft ist, ist schwer zu entscheiden; jedenfalls ist der alte deutsche Rechtsstandpunkt, daß der Wald grundsätzlich Gesamteigentum, aber auch das Feld nur so weit Privatbesitz sei, als es die Bebauung erfordert, hier durchaus lebendig. Auch deutet der enge Zusammenhang von Dorfgemeinde und Haubergsgenossenschaft auf den uralten Rechtsbegriff des Gemeineigentums, der „Allmende“, zurück.

Nicht leicht ist die Arbeit, die dem einzelnen Haubergsgenossen das Jahr hindurch zufällt, nachdem der Haubergsvorsteher die einzelnen Anteile zuerteilt hat: Nach der Vorfrühlingsarbeit des „Raumens“, d. h. Schärens der Eichenrinde, und des Schanzenbauens müssen die Kohlenmeiler gebaut werden, muß der Boden „wund“ gemacht und durch „Hainen“, d. h. Brennen, gedüngt, das Korn gesät und mit der Sichel geschnitten werden. In alten Zeiten wurde der „Hvach“, der alte Haubergspflug, in feierlicher Gemeinschaft durch den „Häh“, den Hain, wie der Sieger seine Hauberge nennt, gezogen, der so nicht nur einen großen Teil der Jahresarbeit beansprucht, sondern der Gesamtstruktur der Wirtschaft seinen Stempel aufgedrückt hat.

Nicht nur der Eisenverhüttung lieferte der Hauberg bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts in der Holzkohle etwa zwei Drittel des gesamten Brennstoßes, er bildete als Eichenschäl-

wald auch die Grundlage einer bedeutenden und blühenden Sohlledergerberei. Schon 1311 wird in einer Siegener Urkunde eine Lohmühle erwähnt, und um 1450 gab es Walkmühlen, Farbhäuser und Gerbereien. Die „Löher“ oder Gerber, die zur Schuhmacherzunft rechneteten und diese zur reichsten in der Stadt machten, zogen sich aber auch auf das Land hinaus, und Preußen fand 1818 im Siegerland neunundsechzig Gerbereien im Betriebe vor. Durch den Zollverein von 1834 gewannen die Siegener Gerber den bis dahin dominierenden Belgiern auch den Leipziger und Frankfurter Markt ab, und im Jahre 1891 erreichte der Wert dieser Industrie mit 156 000 verarbeiteten rohen Häuten, zu denen 300 000 Zentner Loh verwendet wurden, einen Wert von rd. 2 000 000 Mark. Erst als 1878 ein Pirmasenser Gerber die Gerbeigenossenschaft des Quebrachholzes erkannte und dadurch die Schnellgerberei, besonders im „norddeutschen Sohlleder“, mit ihrem Gefolge, der Massenfabrikation, unter unerhörter Verschwendung eines schnell defekt werdenden Materials einsetzte, ging die Lohgerberei zurück. Heute hat man längst erkannt, daß die Eichengerbung nicht nur hinsichtlich der Qualität, sondern auch der restlosen Ausnutzung des zur Verfügung stehenden Häutematerials unersetzlich ist. So haben die Eichenschälwälder des Siegerlandes und Sauerlandes, wie die an der Mosel, in der Eifel und dem Odenwald, auch devijenpolitisch wieder eine nicht geringe Bedeutung gewonnen.

Schließlich hat die genossenschaftliche Wirtschaftsform des Hauberges schon früh zu der dritten für das Siegerland bezeichnenden Betätigung geführt: dem weit über seine Grenzen berühmten Kunstwiesensbau. Bei dem kargen Boden — der Ackerboden bildet mit 8700 Hektar nur 17 Prozent der Gesamtfläche — war eine starke Viehhaltung, auch im Interesse der Häuteindustrie neben dem der Ernährung, nötig. Da durch die Viehhude im Hauberg die Holzkultur litt, war nicht nur die Beschaffung von Weidekämpfen, sondern auch die Steigerung der Erträge der rd. 6000 Hektar betragenden Wiesenflächen zur Erstellung des nötigen Futters dringend geboten. Eine rationelle Bewässerung ist aber nur in genossenschaftlicher Arbeit möglich, und es ist bezeichnend für das Siegerland, daß schon im 16. Jahrhundert ein ausgebildetes Wiesenverbandsystem mit strenger Selbstverwaltung durch Vorsteher und Wiesenschöffen bestand.

Mit Recht sagt Heinrich von Uchenbach in seiner „Geschichte des Kreises Siegen“: „Wohl in keinem Lande hat sich das Genossenschaftswesen auf fast allen Gebieten, beim Bergbau, dem Hüttenbetriebe, der Wassernutzung, dem Waldbau, in so dauernder Entwicklung bis zur Gegenwart forterhalten.“ Bergbau und Haubergswirtschaft haben in Wechselwirkung dem gesamten wirtschaftlichen Denken der Bevölkerung jene eigentümliche Richtung zugleich zur Selbständigkeit, ja Eigenbröstelei, und zum Gemeinsein, verwurzelt in dem zähen Festhalten an der ererbten Scholle wie an dem Brauch der Väter, gegeben, die für seine Entwicklung im Guten und Bösen bestimmend wurde.

Ursprünglich wurde der Eisenstein von Eigenlöhnern mit der Keilhau gewonnen. Auch als für den Stollen- und Schachtbau ein genossenschaftlicher Betrieb nötig wurde, hielt sich im Siegerland durchaus der Kleinbetrieb. Waren doch noch 1856 — nach der Schenkschen Statistik — in den 383 Gruben jährlich insgesamt nur etwa tausend Menschen als Steiger, Hauer und Scheidungen tätig. Charakteristisch für das Selbstständigkeitsgefühl der Leute sind die „Löskontrafte“, eine Art Verpachtung, bei der der Bergmann weder im Bedinge noch im Schichtlohn arbeitete, sondern allein oder mit einigen Genossen auf den Zentner Eisenstein eine bestimmte Summe an die „Gewerken“ abgab. Denn die größeren Gruben waren, ähnlich wie der Hauberg, Gemeinbesitz mit Idealanteilen, die ursprünglich nur in eigener Arbeit realisierbar waren. Ein fürstliches Bergregal scheint nur insofern bestanden zu haben,



Links:  
Bergmann.  
Rechts:  
Hirte  
aus dem Siegerland.  
Bleistiftzeichnungen  
von  
Jacob Scheiner.



als der Landesherr eine Art Betriebsaufsicht ausübte und unter Umständen die Arbeit der Gruben und Hütten kontingieren konnte. Als 1555 Wilhelm von Nassau gegen Zahlung von 2100 Gulden darauf verzichtete, „Hütten-, Blas-, Gieß- und Schmiedhandel zu betreiben“, kam die gesamte Eisenindustrie in die Hände der Zünfte und Gewerkschaften. Das Aufsichtsrecht des Landesherrn wurde ein formales. Unter den Bergvögten als Vorsitzenden des Berggerichts und mit Hilfe der Berggeschworenen — Markscheider — bildete sich eine starke Selbstverwaltung heraus. Ein Bergwerk zerfiel — nach der Bergordnung des Grafen Johann von Nassau vom 13. Juni 1489 für Ragensecheidt bei Wilnsdorf — in 32 „Stämme“ zu je 4 Anteilen. Diese 128 Anteile, die also zunächst nur ideell eine bestimmte Quote des Beteiligungsverhältnisses an der Grube darstellten, werden von den einzelnen „Gewerken“ mit eigenen Leuten bearbeitet und ergeben je nach der Auswertung Gewinn oder aber erfordern bei schlechter Ausbeute eine von Fall zu Fall zu erstellende „Zubusse“. Daß diese an sich durchaus gesunde genossenschaftliche Bindung auf Gedeih und Verderb im Verlauf der Entwicklung des Großkapitalismus in der Form der „Kuxe“ die Möglichkeit einer Spekulation ergeben sollte, die eben wegen des schwankenden Konjunkturalwertes weit über die der Aktie hinausging, zeigt, in welchem Maße wirtschaftliche Grundzüge von allgemeinerpolitischen und vor allem sittlichen Zersetzungserscheinungen mißbraucht werden können.

Indessen zeitigten besonders auch die Löskontrakte schwere Schäden, da die Pächter nicht die Mittel für die nötigen Versuchsarbeiten hatten und aus ihrem rein auf den Augenblick gerichteten Interesse heraus durch Raubbau die Gruben ruinierten. Indessen konnten weder die oranischen Verbote von 1777 noch die Verfügung des preussischen Oberbergamtes zu Bonn von 1825 die schädlichen Kontrakte ganz abschaffen. Die Fähigkeit der Bergleute hielt zum Schaden der Wirtschaft

an ihnen fest. Dies war eben nur möglich durch die eigentümliche Besitzverteilung im Siegerlande, die um 1800 noch die Klage laut werden ließ, daß diese Eigenlöhner die Gruben „nur in den Zeiten betrieben, wo sie sonst keine Beschäftigung haben; in andern Zeiten lassen sie die Gruben fristen“.

Eine solche Arbeitsweise war nur tragbar einerseits durch die Abhängigkeit des Grubenbetriebes von der Holzkohle und der eingeengten Marktfähigkeit der Hüttenbetriebe, andererseits durch die eigentümliche Verknüpfung von Industrie und Landwirtschaft, die die soziale Struktur der Bevölkerung bestimmte. Schon 1443 führte nach einem erhaltenen „Weistum“ die zunehmende Kohlenknappheit zu einer jahreszeitlichen Beschränkung und Regelung der Arbeitszeit im Betriebe der an den Flußläufen gelegenen Massenhütten, die die „Masse“, das Roheisen, herstellten, und in den Hammerhütten. Im August und September, der „müßigen“ oder „heien“ Zeit, gehörte auch der Berg- und Hüttenmann ganz der Feldarbeit. Hier zeigt sich die enge Verflochtenheit zwischen Industrie und landwirtschaftlichem Betrieb, die solche Beschränkungen überhaupt erst sozial tragbar erscheinen läßt. Aber weder diese Maßregeln noch die reichlich naiv anmutenden Verbote des Nassauer Grafen Johann von 1478 an seine Untertanen, „bei Verwirkung des Leibes und Lebens auswärts die Schmelzkunst zu lehren“, oder des Siegener Zunftbriefes von 1504, „weder außer Landes Stahl zu schmieden noch Fremde darin zu unterrichten“, konnten auf die Dauer die Rentabilität des Eisen- und Hüttenwesens gegenüber der Gefahr der Verwüstung der Wälder und der ausländischen Konkurrenz schützen. Der Rückgang der im Jahre 1563 vorhandenen 34 Hütten auf 17 und das Verbot, ausländisches Roheisen zu verschmieden, waren geradezu selbstmörderische Experimente.

Für die damaligen Wirtschaftsverhältnisse vernünftiger war schließlich das Eingreifen der Obrigkeit. Der „Kurbrief“ des

Grafen Johann von 1516 kontingentierte die Betriebszeiten; den einzelnen Hütten wurden bestimmte „Hüttenreisen“ zu je 48, später zu je 60 „Hütten Tagen“ zugestanden, und die „Haubergordnung“ von 1562 regelte die Holzproduktion. Dadurch wurde zwar eine gewisse Stetigkeit eines bescheidenen Verdienstes erreicht, aber zugleich eine egoistische Enge zunftgebundenen Denkens gezüchtet, die erst im 20. Jahrhundert sich in ihrer tragischen Wirkung zeigen sollte.

War ein Hüttengewerke nämlich — und das war fast die Regel — zugleich Teilhaber einer Grube, so richtete sich sogar die Förderung der Erze nach diesen „Hütten Tagen“, also nach dem inneren Bedarf. Hier übernahm der Hauberg als Rückflußbecken brachliegender gewerblicher Arbeitskraft eine wertvolle Aufgabe. Andererseits war die fränkische Erbteilung im Siegerland auf die Spitze getrieben und hatte zu einer Aufspaltung des Grundbesitzes geführt, die eine selbständige Bewirtschaftung der kleinen Parzellen vielfach ganz unmöglich machte. Viel zu großer Hausbesitz bei lächerlich geringem Bodenanteil, der gerade das Halten einer Ziege — der „Bergmannskuh“ — möglich machte, brachte dem Eigentümer bei verhältnismäßig hoher Steuerlast keine Möglichkeit selbständiger Existenz. So bildete sich jene eigenartige Berufsmischung aus, die den Bergmann zugleich Industriearbeiter, Landwirt und Haubergsgenossen werden läßt. Er ging entweder selbst periodisch vom Bergbau zu andern Gewerben über, wie sie ihm einträglicher oder dringlicher erschienen, oder teilte die Berufe zwischen sich und die im Hause lebenden Söhne. Dabei kam eine Fabrikarbeit der Frau keineswegs in Betracht; ihr gehörten Haushalt und Landwirtschaft. Ein bodenständiger Familiensinn und Berufsstolz haben hier, verbunden mit tiefem und praktisch gerichtetem, lebensnahem Christentum, der zersetzenden Wirkung weiblicher Berufsemanzipation einen undurchbrechbaren Wall entgegengesetzt.

Die Wirtschaftseinheit aber wurde hergestellt durch den „Hain“, der nicht nur die Kräfte aller Familienmitglieder und Gemeindegliedern je nach der Zeit zu gemeinsamer Arbeit anforderte, sondern dem bäuerlichen Bergmann auch Brennholz, Kornfrucht für den nötigsten Bedarf und Streu verbürgte. Das vorbildliche Zusammengehörigkeitsgefühl der Siegerländer Bevölkerung ist zum großen Teil aus der Arbeit des Hauberges erwachsen.

Wenn so der oft gerühmte Siegerländer Fleiß fast jedem sein Auskommen schuf, so daß ein Chronist 1804 schrieb: „Im Siegerland hat ein höchst tätiges, arbeitsames, genüßames und hiederes Volk seine Erdscholle durch eisernen Fleiß und mit überlegter Klugheit auf einen Grad der Kultur erhoben, der kaum höher möglich gewesen ist“, so bot die enge Bindung der Gewerbe an die Scholle doch auch Hemmungen und Gefahren. Einmal erforderte die Eifrigkeit der Arbeiter durch weite Umwege einen unproduktiven Verbrauch von Kraft; dann brachten bei der geringen Planung der Gruben- und Hüttenbetriebe Hochkonjunkturen Arbeitermangel, stille Zeiten aber Feierschichten, deren Verluste nicht immer durch die landwirtschaftliche Tätigkeit der Betroffenen auszugleichen waren. Andererseits hemmte das starre Festhalten an den Zunftprivilegien auch den gesunden Fortschritt.

Besonders ungünstig war die Wirkung, daß auch in das ärmliche, aber saubere und behagliche Heim des Siegener Bergmanns die Not einzudringen drohte. Trotz der strengsten Maßregeln gegen Holzfrevel und Verschwendung, und obgleich schon 1684 auch die Köhler sich zu einer Zunft zusammengeschlossen hatten, schuf das „Verlegerium“ einen Gegensatz zwischen den „Hauberglern“, die Kohle und Lohse lieferten, und den Siegener Zünften, die die Preise für beides drückten. Eine unheilvolle Rolle scheinen hier eben jene Verleger gespielt zu haben, die als „Reidemeister“ wohl in der Grafschaft Marck in der Zögerzunft entstanden waren. Wie hier einige Reidemeister sich in den Besitz sämtlicher Spulen für das Zie-

hen des Drahtes gesetzt und dadurch die übrigen Zöger zu Lohn- oder Akkordarbeitern herabgedrückt hatten, so schalteten auch im Siegerlande die Zunft Herren die kleinen Gewerke und Handwerker im Handel mit Fertigwaren, besonders aber die bäuerlichen Bergleute, in der Preisbildung des Eisens und der Lohse aus. Die Köhler klagten bei der Regierung in Dillenburg, „daß die Hüttenherren täglich mit Exemptionszetteln uns arme Köhler heimsuchen und uns dann aus Haus und Hof schätzen; die Hüttenherren meistens auf Federbetten, wir auf dem Stroh, sie in ausgeweißten, wir in durchlöchernten Häusern, verbo, sie im Gewinn, wir in Verlust und äußerstem Verderben uns befinden“. Das klingt allerdings nicht gerade nach Wirtschaftsfrieden, und man sieht, daß doch nicht allein durch den „Kapitalismus“ wirtschaftliche Gegensätze geschaffen worden sind, sondern tief in der menschlichen Natur wurzeln. In dessen trat auch hier wieder der Hauberg als Regulator der sozialen Schwierigkeiten hervor. Trotz aller Gegensätze betont Jung-Stilling, in seiner besonderen Art doch ein echter Vertreter der Siegerländer Denkart, „daß er nie ein Land mit so wenig reichen, aber auch noch nie ein Land mit so wenig armen Leuten kennengelernt habe“.

So bleibt dem gemeinsamen Kleingrundbesitz, wie er sich in der Haubergswirtschaft darstellt, unbestreitbar das Verdienst, das unübertroffene Zusammengehörigkeitsgefühl der Siegerländer geschaffen und diese Industriebevölkerung bis heute bodenständig erhalten zu haben. Er ist jahrhundertelang eine Quelle einer bescheidenen, aber durchaus sozialen, d. h. dem Ganzen dienenden Wohlfahrt der Landschaft gewesen.

Seine Bedeutung als Kohlenquelle für die Eisenindustrie verlor der Hauberg allerdings in dem Augenblick, als die Steinkohle sich auch hier durchsetzte. Solange diese von armen Fuhrleuten mit Pferden an die weit vor der Landstraße gelegenen Hammerwerke herangeführt werden mußte, hielt sich die Holzkohle noch; aber 1861 brachte die Ruhr-Sieg-Bahn Steinkohle und Koks zu Preisen, denen sie erlag. So setzten die Bemühungen zu teiltweiser Umwandlung des Hauberges in Hochwald ein, kamen aber nicht recht vorwärts. Auch wurde der Gedanke der Zusatzsiedlung auf brauchbarem Haubergboden in Angriff genommen; brauchbare Böden wurden als Ackerland, Wiese und Weide aus dem Waldverband herausgenommen. Ein Teil indessen soll auch fernerhin erhalten werden, um einmal aus devisenpolitischen Gründen als Lohesereservoir, dann aber als Mittel, den Haubergsgenossen für die Zeit des Übergangs zum Hochwald Brennholz, Frucht und Streu zu verbürgen. Die Zukunft des Hauberges ist eng verknüpft mit der Entwicklung, die der uns heute von den ehemaligen Kriegsgegnern und heutigen Wirtschaftsneidern aufgedrungene Kampf um die Selbständigkeit der deutschen Wirtschaft und damit des Reiches nehmen wird.

Es ist hier nicht der Ort, darzulegen, wie weit die durch schicksalhafte Verknüpfung der einzelnen Wirtschaftszweige zu einem in Art und Zweckbestimmung mittelalterlich, d. h. zunftmäßig gebundenen Ganzen der Wirtschaftsstruktur die Produktivität des Siegerlandes beim Hineinwachsen in den preußischen Großstaat und darüber hinaus in die Weite der Weltwirtschaft ungünstig beeinflusst hat. Ohne Frage hat die zünftige Denkart, die auch nach Aufhebung der rechtlichen Bindungen wirksam blieb, zu einer zähen Beharrung sowohl bezüglich der Betriebsmethoden als auch der Organisation geführt, die dem Siegerlande in den letzten zwanzig Jahren schweren Schaden zugefügt hat.

Aber dafür hat diese Denkart einen Schatz an Treue zur Scholle, zum Erbau der Väter in geistiger und sittlicher Hinsicht durch die Wirren einer wilden und aus den Fugen gehenden Zeit hindurch gerettet, der auf dem Boden der neuen, gefunden und mit dem Vätererbe verbundenen Wirtschaftsauffassung zu einem neuen Aufschwung einen granitenen Grundpfeiler bilden wird.



Modell eines Siegerländer Eisenhüttenwerkes im 18. Jahrhundert.  
(Museum des Siegerlandes, Siegen.)

## Aus der Entwicklung der eisenschaffenden Industrie des Siegerlandes.

Von Hüttdirektor Dr.-Ing. e. h. Hugo Klein, Niederschelden.

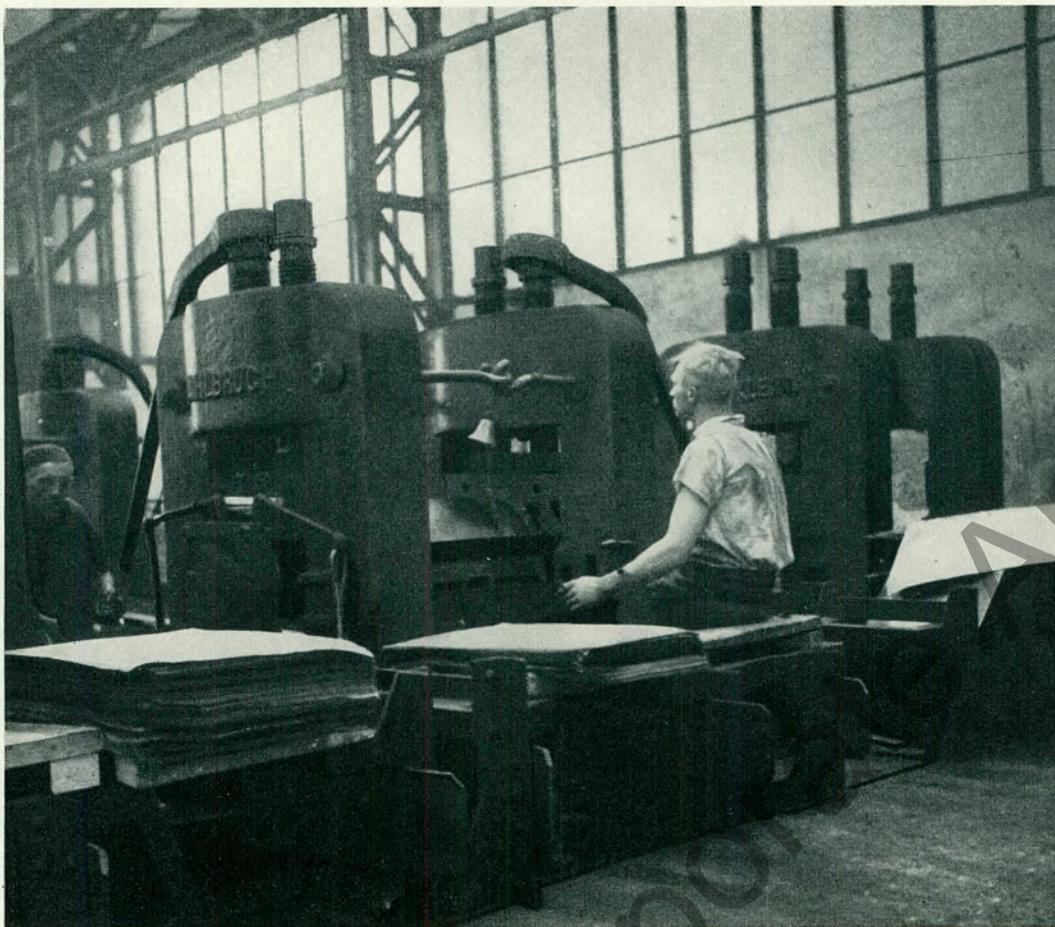
Es ist nicht mehr als fünf Jahre her, daß durch Zeitungen und Zeitschriften das Märchen vom „sterbenden Siegerland“ zog, daß man ein Gebiet, das seit Bestehen der deutschen Eisenindustrie einen wichtigen Bestandteil derselben ausgemacht hatte, schon als sterbend bezeichnete, während in Wirklichkeit durch den Wandel der Technik sich nur die Art der industriellen Betätigung verändert hatte und im übrigen das Gebiet unter den Krisenzeiten in gleichem Maße litt wie das ganze Deutschland.

Tatsächlich hat kaum ein anderes Gebiet so schnell nach der Machtübernahme durch den Nationalsozialismus seine volle Betätigung gefunden und seine Arbeiter so vollzählig in Arbeit und Brot bringen können wie das Siegerland. Freilich war die Förderung des einheimischen Erzbergbaues nach dem Krieg nicht mehr auf ihre frühere Höhe gekommen, sie war in den Krisenjahren sogar immer weiter gesunken. Der Wettbewerb der ausländischen Eisenerze mit höherem oder niedrigerem Mangangehalt, besonders aus den Mittelmeerländern, hatte die Einheit Eisen im Erz an die Rhein-Ruhr-Hütten um 20 bis 30% billiger gebracht, als die Siegerländer Gruben sie dorthin liefern konnten. Aus diesem Grund war eine Grube nach der anderen im Siegerland zum Erliegen gekommen.

Aber die ausländischen Erze hatten nicht nur das Siegerländer Erz verdrängt, sondern sie hatten auch den Hochöfen des Siegerlandes das Leben immer schwerer gemacht. Dazu kam ausländischer Schrott in die deutschen Stahlwerke und drückte den Anteil an Stahleisen im Einfluß der Martinöfen noch weiter herunter. Werke, die früher Großabnehmer des

Siegerländer Stahleisens waren, lernten ihren Stahl ohne Zusatz von Roheisen lediglich aus dem billigeren in- und ausländischen Schrott herstellen. Die Hochöfen wurden stillgelegt und teilweise auch abgebrochen, um als Schrott in die Stahlwerke zu wandern.

Die Stahlwerke aber hatten ihre Erzeugung nicht aufrecht erhalten können, weil ihr hervorragendstes schweres Walzserzeugnis — das Grobblech — mehr als jedes andere vom Markt verschwunden war. Die Ursache lag darin, daß der Schiffsbau nichts abnahm, die Reichsbahn in schwieriger Lage war und der Großapparatebau keine Arbeit fand; denn keiner hatte den Mut, ein neues Unternehmen zu beginnen. Wenn trotzdem die Erzeugung der Siegerländer Walzwerke im Rahmen der Gesamterzeugung Deutschlands von 3,7% im Jahre 1913 sich im Jahre 1927 auf 4% und im Krisenjahr 1932 auf 6,4% erhöhen konnte und wenn diese Erhöhung trotz des Rückganges im Grobblechabsatz möglich gewesen war, so deutet das schon darauf hin, daß eine große Vermehrung in dem anderen Sondergebiet des Siegerlandes — dem Feinblech — eingetreten war. Sein Anteil wird immer überragender: 1913 hatten die Feinbleche innerhalb der Siegerländer Walzwerkserzeugung 47% ausgemacht, 1929 sind es 68% und 1932 sogar 75%. Während die Walzwerke für Grobbleche und Stabeisen stillstanden, hatten sich die Feinblechwalzwerke immer stärker auf Qualitätsware umgestellt. Es entstanden die Anlagen zur Herstellung großer Mengen von Weißblechen, die in steigendem Maße Absatz auf dem Weltmarkt fanden. Hatte das Siegerland im Jahre 1913 nur 15 000 Tonnen Weißbleche versandt, so stieg die Menge im



Lichtbild: Erich Rehleff.

Kaltwalzen  
von  
Blechen  
im  
Feinblechwerk  
Wissen  
der  
Hüttenwerke  
Siegerland  
AG.

Jahre 1934 auf über 100 000 Tonnen. Dazu traten Einrichtungen zum maschinellen Verzinken von Stahlblechen, die als verzinkte Flach- und Wellbleche teilweise ins Ausland gingen; die Herstellung von Karosserieblechen schloß den Kreis dieser Neueinrichtungen. In den Krisenjahren stellten diese einen erheblichen Anteil an der Ausfuhr, erlaubten den Feinblechwalzwerken, ihre Einrichtungen von Jahr zu Jahr zu verbessern und zu ergänzen, und gaben ihnen die Möglichkeit, ihren Arbeiterstand nicht nur zu erhalten, sondern auch noch zu erhöhen.

Wie sich die Umstellung der Feinblechwalzwerke auf Qualitätsware ausgewirkt hat, zeigt ein Vergleich zwischen den Jahren 1913 und 1935. Im Jahre 1913 entfallen an Qualitätsblechen — worunter Ziehbleche, Weißbleche, verzinkte und verbleite Bleche verstanden sind — wenig mehr als 10% von der Gesamtfeinblecherzeugung des Siegerlandes. Das Jahr 1935 ergab von denselben Feinblechsorten 60%, also eine Steigerung um das Sechsfache, während die Handelsbleche nur noch 40% ausmachten.

Die große Umstellung in der Feinblecherzeugung des Siegerlandes drückt sich im durchschnittlichen Verkaufserlös des Erzeugnisses aus. Er wurde im Jahre 1913 mit 121 Mark je Tonne für den Durchschnitt aller Feinbleche im Siegerland angegeben; er steigt nach dem Kriege infolge des größeren Anteils an allen Arten von Qualitätsblechen von Jahr zu Jahr und erreicht heute nahe an 200 Mark je Tonne.

Der Wandel in den Ansprüchen der weiterverarbeitenden Industrie hatte ein neues Walzerzeugnis geschaffen; die Herstellung dieser hochwertigen Bleche verlangte viel mehr und gut geschulte Handarbeit. Daher stiegen die Verdienste der Arbeiter. Neue Einrichtungen wurden geschaffen, Glühereien wurden gebaut, in denen nach wissenschaftlicher Erkenntnis die Glühung innerhalb einer ganz geringen, vorher genau be-

stimmten Temperaturspanne ausgeführt wurde; in Dressier- und Poliergerüsten wurde die Oberfläche des Bleches geglättet und verbessert. Diese neuen Einrichtungen hatten große Kapitalinvestitionen verlangt und hierdurch auch zu ihrem Ausbau wieder einer Anzahl von Werkstätten Arbeit gegeben, die neue Hallen schufen und die erforderlichen Maschinen lieferten.

Das Siegerländer Feinblech des Jahres 1913 war nicht das gleiche wie das Feinblech der heutigen Zeit. Zunächst kann man das schon aus der Verschiebung in den Sorten schließen; aber auch das gewöhnliche Handelsblech hat sich verändert. Die saubere Erwärmung des Walzgutes hat eine reine Oberfläche ermöglicht, die geregelte Erwärmung der Walzen während der Walzung und die Verbesserung der Walzen selbst haben die Fehler auf dem Feinblech verringert und die Stärke gleichmäßiger gemacht. Die wissenschaftliche Erkenntnis hat die Mittel gegeben, das Ausglühen der Feinbleche so zu regeln, daß der spätere Verwendungszweck die Glühbehandlung vorschreibt. Hatte man in der Zeit vor dem Kriege nur den Maßstab der chemischen Analyse, um aus dieser in unvollkommener Weise die Gebrauchseignung des Werkstoffes zu beurteilen, so gibt uns heute das Schlibbild an, ob die Zusammensetzung des Werkstoffes, seine Sauberkeit und seine Wärmebehandlung auch die Voraussetzung für die Verarbeitungsfähigkeit geben oder ob ein Versagen in der Art der Weiterverarbeitung liegen muß. Deshalb ist schon vor Jahren vom Verein deutscher Eisenhüttenleute die Gemeinschaftsarbeit zwischen Erzeuger und Verbraucher hergestellt worden; sie hat zu den besten Erfolgen geführt. Die Zusammenarbeit geht aber nicht nur von der Allgemeinheit der Erzeuger zu der Allgemeinheit der Verbraucher, um die allgemeine Werkstoffprüfung auf wissenschaftlicher Grundlage aufzubauen und dem Konstrukteur die Möglichkeit zu geben, die Werkstoffseignung vorher

Exportware:  
 Versand-  
 fertige  
 Siegerländer  
 Feinbleche  
 im  
 Weißblech-  
 werk  
 Wissen  
 der  
 Hüttenwerke  
 Siegerland  
 (Vereinigte  
 Stahlwerke  
 Aktien-  
 gesellschaft).



Lichtbild: Erich Neßlaff.

festzulegen, sondern die Zusammenarbeit ist auch erforderlich zur Bestimmung einer jeden Qualität für den jeweiligen Verwendungszweck. Denn oberster Grundsatz jeder Gemeinschaftsarbeit soll sein, dem Verbraucher das geeignetste und dabei billigst hergestellte Erzeugnis von größtmöglicher Genauigkeit und Gleichmäßigkeit zu geben.

Neben dem „Zug zur Qualität“, der, seit mehr als einem Jahrtausend dem Siegerländer Wirtschaftsleben sein Gepräge verleihend, im letzten Jahrzehnt das Wiedererstarken der dortigen eisenverarbeitenden Werke ausschlaggebend beeinflusst hat, darf ein bemerkenswerter Versuch, auch die eisen-schaffende Industrie zu neuem Leben zu erwecken, nicht unerwähnt bleiben.

Vor wenigen Monaten wurde einer der zahlreichen Hochöfen des Siegerlandes, einst durch den erfolgreichen Wettbewerb ausländischer Erze zur Stilllegung gezwungen, wieder angeblasen. Und zwar zur praktischen Erprobung und Durchführung eines Großversuches, der technisch heute schon als gelöst angesprochen werden kann.

Es handelt sich bei diesem Verfahren darum, stark zinkhaltige Kiesabbrände, ein Abfallprodukt der deutschen Schwefelsäurefabrikation aus deutschem Schwefelkies, im Hochofen nutzbringend zu verarbeiten. Seit zwei Jahrzehnten liegen große Mengen dieser Abbrände am Rhein und in Westfalen brach, ohne daß es trotz mehrfacher Versuche gelang, die Verarbeitung im Hochofen durchzuführen. Wohl hatte man andere Verfahren ausgebildet, um das Zink zu gewinnen. Aber sie gaben nur eine Teillösung, da sie höchstens dazu führten, den laufenden Entfall an derartigen Abbränden in der Nachkriegszeit zur Verarbeitung zu bringen, während die großen Bestände immer noch liegenblieben.

Wenn man weiter an eine Vergrößerung der Förderung deutscher Schwefelkiese herangehen will, dann wird man, abgesehen von der Aufbarmachung der alten Bestände, eine Verarbeitung dieser wichtigen Abfallstoffe nur im großen ermöglichen können. Da der Ausbreitung dieses Verfahrens auf mehrere Hochöfen nichts im Wege steht, kann damit gerechnet werden, daß in Zukunft eine beachtliche zusätzliche Eisen- und Zinkmenge der Wirtschaft aus deutschen Rohstoffen zur Verfügung gestellt werden kann.

Infolge der großen Produktionssteigerung in der ganzen Welt sind Eisenerze überall gesucht. Der Vierjahresplan stellt den deutschen Bergingenieuren die Aufgabe, neue Erzvorkommen zu suchen und neue Methoden zur besseren Ausnutzung der vorhandenen Lager anzustreben. Die deutsche Eisenindustrie hat die Aufgabe, Verhüttungsverfahren für ärmere und weniger geeignete Erze zu ersinnen, ausländische Legierungsmetalle bei der Stahlherstellung zu ersparen und zu ersetzen, durch höhere Festigkeit des Stahles und durch das Schweißverfahren das Gewicht der Eisenkonstruktionen zu verringern und hierdurch bei derselben Stahlmenge einer größeren Anzahl von Eisenverbrauchern zu helfen.

Nie ist mit so fieberhaftem Eifer in den Kreisen der Eisenhüttenleute an einer so großen Aufgabe gearbeitet worden! Verfahren, die als für alle Zeiten feststehend galten, sind umgestürzt, neue Erkenntnisse sind gewonnen. Es zieht wieder ein Wandel ein in die Technik, der Fortschritte bringen wird. Es gilt, uns vom Bezuge ausländischer Rohstoffe freizumachen und demjenigen Bedarf, der immer noch aus anderen Ländern gedeckt werden muß, Spitzenleistungen der deutschen Industrie für die Ausfuhr gegenüberzustellen, die dann die Bezahlung für die Einfuhr übernehmen können.

# Der Arbeiter und das Mädchen.

Eine Erzählung von Karl Clemens.

Ich weiß nicht, ob man das, was ich erzählen will, eine Geschichte nennen kann, so flüchtig und fast ungreifbar ist das Erlebnis in mir haften geblieben, wie Schattenbilder, die, vom Spiel unholder Mächte bewegt, seltsam und unheimlich vergrößert auf die hellere Wand meiner Erinnerung geworfen werden.

Wir wohnten damals in einer Gasse, deren Namen ich vergessen habe. Aus unserm dritten Stockwerk sah man auf das Dächergewoge schmalgiebeliger alter Häuschen, die uns schräg gegenüber standen, wie vergessen von der Spitzhacke der eiligen Zeit, fast lächerlich anzusehen zwischen der steinernen Wucht der benachbarten Mietshäuser. Aber ihre Zeit war um. Denn an einem Morgen, in grauer Arbeitsfrühe, gingen ihnen Männer mit Spitzhacken und Schaufeln zu Leibe.

Es dauerte dann gar nicht mehr lange, bis im Hin- und Herwogen des Arbeitslärms aus der Baugrube das neue Mietshaus hervorstach, vielstöckig und häßlich wie seine Nachbarn rechts und links, und mit dem Haus sah man Gerüste wachsen und Leitern, haus hohe Leitern, auf denen zwei Männer im Gleichmaß ihrer Arbeit immer auf- und niederstiegen, die Mulde mit Mörtel über der Schulter oder das Tragebrett mit der sorgsam geschichteten Steinpyramide. Das waren die Handlanger, ein älterer, stämmiger Mann, knochig und von Wind und Sonne wie gegerbt, und ein junger Bursche, gut gewachsen und soldatisch straff, dem man kaum etwas ansah von der Mühseligkeit und Schwere seines Tagewerkes, wenn er mit seiner Traglast nach oben stieg, eine Leitersprosse nach der andern, ohne Schwanken und ohne die Last auch nur einmal mit der Hand zu stützen, und oben angekommen, seine Ziegelsteinpyramide mit Gepolter auf das Baugerüst kippte.

Mehr aber noch erfüllte mich etwas anderes mit mühsam gezügelter Neugier. Jeden Tag, ehe die Mittagspause begann, stand ein Mädchen, den verdeckten Essenskorb in der Hand, schon wartend am Bauzaun, und wie sie da stand, die Augen mit der Hand schirmend und das Gesicht zur Höhe des Gerüstes emporgehoben, schien jedesmal eine suchende Unruhe in ihren Blick zu kommen, bis mit einemmal ihr Gesicht ganz hell und ganz fröhlich wurde, sobald ihr Blick den jungen Handlanger entdeckt hatte, der jetzt rasch und der Kraft seiner Glieder bewußt, vom Gerüst stieg und ihr unbekümmert aus seinen hellen und sichern Augen zulachte. Das Mädchen war nicht hübsch, schien aber sehr darauf bedacht, sich hübsch zu machen, und wenn es auch nur ein sauberes Krägelchen zur Bluse war oder eine farbige, billig erstandene Schleife. Doch war es leicht, zu sehen, wenn das alles zuliebe geschah, weil man wohl kaum ein verliebteres Paar hätte finden können als die beiden, wenn sie nach hastiger Mahlzeit ein wenig abseits von den andern auf einem Balken oder einem Gerüstträger saßen, die kurze Zeit seiner Mittagsrast auskostend.

Das ging so schon ein paar Wochen lang; das Haus war mittlerweile bis zum Dachstuhl gewachsen, und an einem Montag feierten die Arbeiter das Richtfest im Brausen eines fröhlichen Lärms, der um so lauter anschwell, je länger das Gelage währte. Ja, man schien nicht übel Lust zu haben, aus dem Richtfest gleich einen blauen Montag zu machen, und das Mädchen, das sich heute wie alle Tage zur gewohnten Zeit eingefunden hatte, mußte sich zum erstenmal eine gute Weile mit Warten gedulden, bis der junge Handlanger im Gewoge der lärmenden Fröhlichkeit herauskam, leise schwankend und das Gesicht vom Trinken gerötet. Sie sah ihn an mit einem Blick, in dem mehr Erstaunen als Mißbilligung lag, aber er mußte wohl im reizbaren Mißtrauen beginnender Trunken-

heit den leisen Schatten eines aufsteigenden Unmuts in ihren Augen gesehen haben, denn es war, als ob ihn mit einemmal eine trotzigste Lust überkäme, vor ihren Augen einmal prahlend zu tun mit der Kraft seiner Glieder. Im Nu schwang er sich ein Balkenstück über, das noch von der Arbeit der Zimmerleute dalag, und war mit seiner Last schon auf der Leiter, ehe noch jemand zuspringen konnte.

Wie mit einem Schlag war unten der Lärm verstummt, und ich sah, von einer dunklen Furcht umklammert, wie der Handlanger höher und höher stieg, in einen unseligen Laumel des Übermutes hineingerissen. Jetzt schwankte der Balken und wollte hintenüberkippen, aber mit einem Ruck warf der Mann seine schwankende Last wieder nach vorn, stark und gewandt, als ob es sich nur um ein Spiel handele, trat von der Leiter auf das Brettergerüst des ersten Stockwerks und setzte seinen mühevollen Aufstieg fort.

Das Mädchen stand unten am Fuß des Gerüstes, das Gesicht wie von körperlichem Schmerz verzerrt, und ihre Blicke hingen an den Füßen des Wagehalsigen, der sich höher tastete von Sprosse zu Sprosse. Jetzt war er schon auf der Leiter zum dritten Stockwerk. Wieder schwankte der lange Balken bedrohlich, als der Handlanger mit einer kleinen Drehung des Körpers von der Leiter auf die Gerüstbretter trat. Aber wieder ein Ruck seiner starken Schultern, und der Balken lag wieder im Gleichgewicht, und der Mann lachte. Ihn überkam wohl ein Übermut, ein wenig prahlend zu tun vor der geliebten Frau da unten und ihr zu zeigen, daß alles nur ein Spiel sei mit der Gefahr, gemeistert durch Kraft und Selbstsicherheit. Er hielt einen Augenblick in seinem Aufstieg inne, nur einen kurzen Augenblick, und winkte mit der freien Hand nach unten, wo das Mädchen stand. Ich weiß nicht, ob es diese kleine Gebärde des Übermutes war oder das plötzliche Bewußtsein einer Gefahr, die den Mann auf der Leiter mit einemmal schwanken ließ. Ich sah, wie der Balken mit einem harten Ruck hintenüberschlug und im Fallen den Mann von der Leiter riß. Ein Schwindel schloß mir die Augen, und ich sah doch gleichsam mit der Kraft eines innern Gesichtes, wie die Hände des Mannes ins Leere griffen und der Körper, sich im Fallen überschlagend, in die Tiefe stürzte.

Um die Wahrheit zu sagen, das alles geschah viel rascher und bestürzender, als man es erzählen kann, und so grausam es klingt, ich empfand weder Entsetzen noch Mitleid, nur einen dumpfen, lähmenden Schrecken.

Während ich noch, von der schreckhaften Plötzlichkeit des Unheils betäubt, zum erstenmal von der Ahnung schicksalsgewaltiger Mächte durchschauert wurde, kam unten mit einemmal eine Bewegung unter die Leute, die, von einer grausamen Neugierde gebannt, den Schauplatz des Unglücks umdrängten. Man sah, wie zwei Arbeiter den Toten herausbrachten und in ein längliches, kastenartiges Wägelchen legten, das unbemerkt von irgendwoher gekommen war. Sie trugen ihn unverhüllt, in seinen Arbeitskleidern, die noch voll Kalkstaub und Mörtel waren. Nicht einmal ein Laken hatten sie zur Hand gehabt, um das Gesicht des Toten und die vom Sturz zerschmetterten Gliedmaßen gnädig zu verhüllen.

Und während jeder, von der stillen Größe dieses Jammers ergriffen, wie von selbst einen Schritt zurückwich, tat das Mädchen, das, in tränenlosem Schmerz erstarrt, ein wenig abseits gestanden hatte, ein paar Schritte zu dem Toten hin und ergriff halb noch mit furchtsamer Zärtlichkeit und halb schon mit aufdunkelnder Angst vor der Fremdheit des Todes wie zum Abschied seine Hand, die mit einer winzigen Gebärde des Übermutes Schicksal und Tod herausgefordert hatte.



Die  
Dornburg  
über der  
Saale.

## Offenbarung in deutscher Landschaft.

Eine Sommerfahrt von Jakob Schaffner.

Sonderbildbericht für „Das Werk“: Ruth Hallensleben.

(7. Fortsetzung.)

Copyright: Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

### Die Saale.

Wir müssen scheiden — von Weimar, noch nicht von Thüringen, und von der Elm, dem erst-lieblichen Waldidyll, das nach dem Verlassen des Mutterhauses ohnehin kein langes Leben mehr hat; noch vor Naumburg geht sie in der Saale auf. Über eine leichte Hochebene fahren wir Jena zu. Auf dieser Hochebene hat die Schlacht stattgefunden, die den Namen Jenas trägt. Dort zieht sich der Graben hin, vor dem sich die Preußen aufstellten und in den Napoleon sie hineinwarf. Eine Wasserburg. Vorbei. Es ist lange her seit Jena. Es ist nicht lange her seit Versailles. Die Landschaften sind wie Webstühle, durch welche die Weberschiffchen der Geschichte hin und

her schießen. Was dabei herauskommt, ist von allem Gewebe das wunderbarste. Das sind erst die wahren Gobelins. Viel Gold und Blut leuchtet darin, schwarzer Tod und blaue Hoffnung.

Plötzlich geht unter uns das Saaletal wieder auf. Wie in einer Hängematte eingebettet zwischen kalten Kalkbergen, die gleich erloschenen Vulkanen dem Lauf des Flusses entlang stehen; es ist aber braves, ruhiges Mittelgebirge, tragsam und geschichtsrreich. Eine schöne, bewegte Landschaft, nach Weimar beinahe Hochgebirge. Tief drunten liegt die alte Stadt mit ihrer Universität und dem berühmten Zeißwerk. An den Hängen bauen sich fröhlich die Landhäuser hinauf. Überall

steht noch ein Gartenhäuschen oder winkt ein Pavillon herab. Durch die tief eingekerbten Seitentäler geht es nach allen Seiten in den Wald. Auf dem alten Markt sitzen sommerabends die Studenten auf langen Bänken an den Tischen und entfalten unter dem liebevollen Zusehen der Bürger ihre Trinktgebäude. Goethe hat diese Stadt geliebt und für ihre und seine Universität das Mögliche getan. Da wird durch allen Umschwung still und entsagungsreich in alter strenger Weise deutsche Wissenschaft fortentwickelt. Da herrscht nach wie vor das Maß, die Zucht, das Gewissen, die Ehrenhaftigkeit, die Mühe. Da wird wertvollstes Geistesgut bewahrt, um es rein und gefördert weiterzureichen an diejenigen, die nachzurücken bestimmt sind. Da reibt sich Klinik an Klinik. Da stehen zu allen Tageszeiten die Meister am Operationstisch. Und so wahr es ist, daß zwei ein Leib sind, so wahr bin ich vor nicht lange als vom Tod Gestreifter in einem dieser Häuser eingezogen, um ein neues Leben, aus der Hand eines großen Arztes geschenkt, mit mir herauszunehmen. Erschütternd, dieser enge Raum, auf dem sich für uns und die Unseren Leben und Tod abspielen, und herzbewegend die Ausblicke. In dieser Stadt hat mich der Tod heimisch gemacht. Dann zog er lächelnd weiter und hinterließ über der geliebtesten Gestalt ein Geheimnis, eine Verklärung, eine neue Schönheit. — Sie arbeiten nicht sehr leicht in diesen Tagen. Die neue Jugend fügt sich nur ungebärdig oder gar nicht in dem Zwang, der aller echten Leistung vorangeht. Möge der Geist und die Geistesliebe sie bald einander näherbringen!

Reiß, die Fabrik für optische Instrumente, ist eines der wenigen deutschen Industriewerke, die noch ziemlich ungeschmälert ihren Platz in der Welt behaupten. Da wird wochen- und monatelang an einem einzigen Glas gegossen und geschliffen. Da gibt es einen Stamm von alten geschulten Arbeitern, Künstlern in ihrem Fach, ganze Dynastien, in denen sich die Kunst vom Vater auf den Sohn vererbt. Auf dieser natürlichen Vererbung ruht hier wie überall das große, sichere Können eines Volkes, das Geheimnis der Überlieferung, das Qualität und Herrschaft sicherstellt. Eine lehrreiche Stadt.

Hier haben wir übrigens noch eines deutschen Mannes aus der letzten Zeit zu gedenken. Eugen Diederichs, der deutsche Verleger, einer der geduldigen, zielsicheren, zähen Wegbereiter, eine Vaternatur, Wäger und Wager, Erzieher, stiller Führer von viel Jugend im dunklen Tal. In seinem Verlag war der größte Teil des Aufmarsches beisammen, eine Art Sammel-lager, eine vorbereitete Stellung, aus der die politischen Sturmkolonnen geistigen Zuzug bekamen. Dieser Teil der Bewegung kommt ja jetzt erst in Gang. Ein Raum ist manchmal schnell erobert; der geistige Ausbau braucht seine Zeit. Dort schaut der Hohe Leeden herab. Dort hat Diederichs Jahr um Jahr mit seinen Freunden seine Sommerfeier abgehalten, ob die Welt darüber lachte oder nicht. Noch lange wird dort sein Schemen im weißen schwedischen Rock mit dem Kranz im Haar prophetisch geistern. Sein letztes Feuer erlosch im Jahr vor seinem Tod, aber es lebt und loht lebendig weiter im Andenken vieler Menschen, und das ist sein schönstes Denkmal.

Den Ausgang aus Thüringen bewacht die Dornburg, die ihren Glanz aus der Klassik hat. Da stehen drei Schlösser dicht beisammen, eines aus der romanischen Zeit, eines aus dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts und ein Rokoko-schlößchen, alle drei hoch über einer steilen Wand aus Muschelkalk. Da blühen an alten Mauern die Rosen wie an nicht vielen anderen Orten. Leuchtend stehen sie in ihrer duftigen Stille und nicken ins Saale-tal hinunter, als ob sie alles das wüßten und besäßen, was uns ewig abgeht. Im Rokoko-schlößchen hat der Herzog Karl August zeitweise Hof gehalten, und im mittleren Bau stand der alte Goethe in der Morgenfrühe nach dem Hingang seines fürstlichen Freundes am Fenster, sah still die Sonne über den Höhen gegenüber aufgehen und machte

den wunderbaren Ausgleich mit dem Tod. Er ist eines der erschütterndsten menschlichen Dokumente, die wir haben, aber immer noch größer und mächtiger als das Gesagte ist das, was er mit dem Schweigen einer hohen Seele bedeckte.

#### Elberaum.

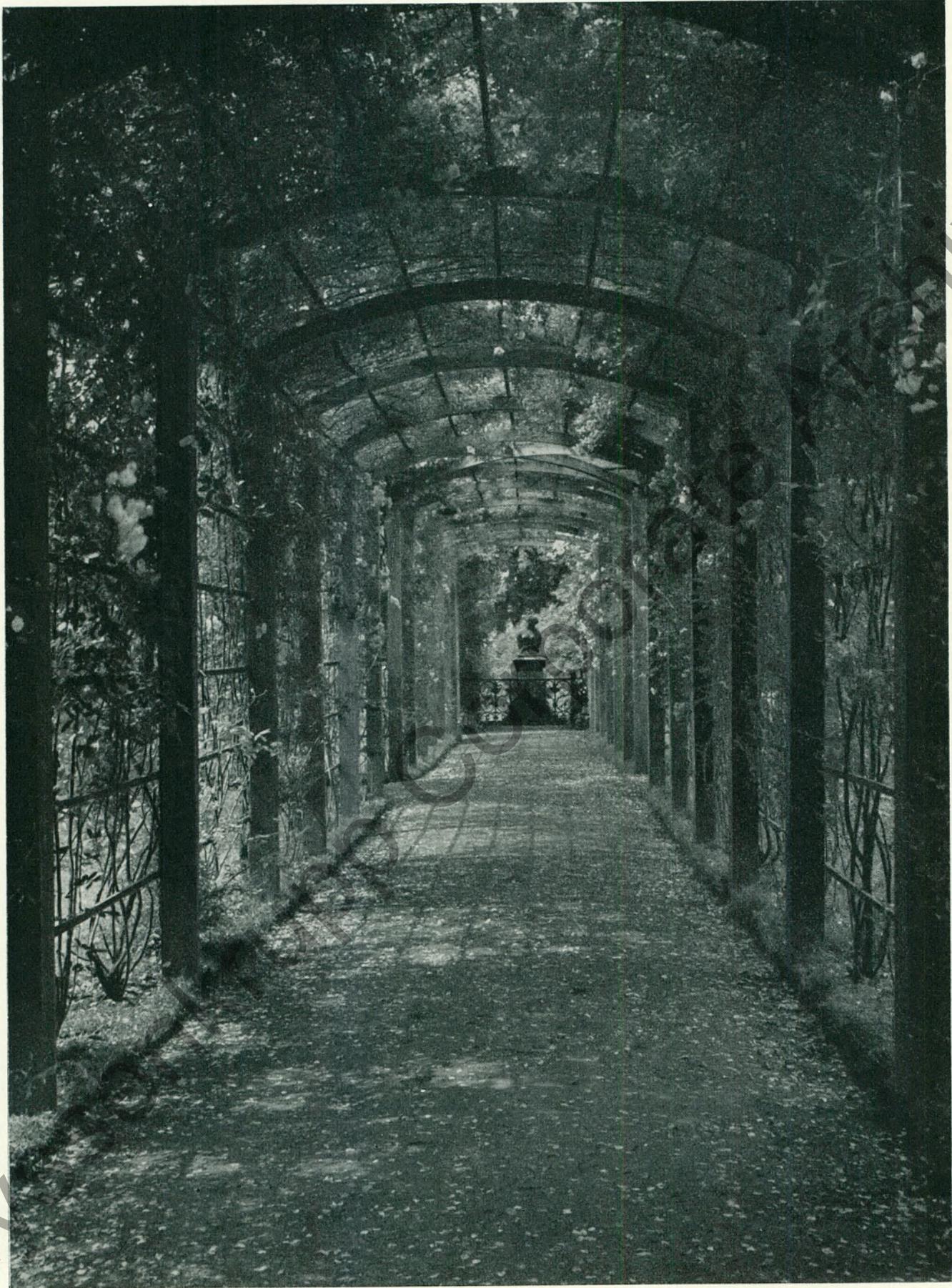
Die Strecke von Weimar nach Berlin gleicht einer Kettenbrücke mit fünf ragenden Pfeilern und vier Senkungen. Die Pfeiler heißen Weimar, Naumburg, Wittenberg, Potsdam und Berlin. Von den vier Senkungen sind die beiden mittleren besonders lang und tief. Die eine von ihnen führt den Namen Bitterfeld, das bittere Feld. Dies Feld ist beispielhaft für alle bitteren Felder des deutschen Industriestaates in der letzten Epoche. Die andere Senkung offenbart dem Reisenden zum erstenmal den landschaftlichen und sozialen Charakter der nordostdeutschen Tiefebene, der ostelbischen.

Schon mit der Elm waren wir übrigens ins Flußgebiet der Elbe eingetreten; mit der Saale treiben wir ihr deutlich und bewußt zu. Das ist oft aufschlußreicher und grundsätzlicher zu wissen als die politische Unterabteilung. Vielleicht gewöhnen wir uns überhaupt wieder mehr daran, räumlich zu denken. „Stromsystem der Elbe“, das ist für mich ein organischer Begriff, eine landschaftliche Gestalt. Die Oder hat einen anderen Duft und einen anderen Gefühlsgehalt als die Weichsel oder die Weser. Selbst die Menschen in diesen Talzügen besitzen eine Einheitlichkeit, die sie von den Menschen in anderen Talzügen unterscheiden. Der neuere Verkehr zwischen den Kohlenfeldern und Eisengruben und den politischen Zentren hat das Urbild vielfach verwischt. — Das Bad Kösen mahnt an geologische Vergangenheit; es steht über einem Salzlager. Die Burgen, die das Saale-tal auf den Höhen begleiten, erinnern an Vorgänge und Erscheinungen aus der Geschichte. Sie stehen wirklich stolz und kühn, wie das Volkslied singt, die Saaleck, die vielbesuchte Rudelsburg, von den Studenten geliebt und mit Denkmälern geschmückt und vom Volk mit Sagen umwoben. Tief drunten träumt die Saale in blauen Windungen zwischen grünen Feldern und Büschen dahin. An den Hängen wachsen weiche Reben. Höher ragen Kalkfelsen. „Wolken ziehen drüber hin.“ Es ist alles wie im Lied. Hier liegt die deutsche Seele zutage wie eine Goldader. Sei still und horche, sie sagt jedem etwas anderes.

#### Naumburg.

Aber jetzt steigen die Türme von Naumburg in die Luft. Naumburg — ist hier nicht einer geboren, der sein Jahrhundert gestempelt hat? Ja, Friedrich Nietzsche, der Pfarrerssohn, dort drunten hat er die Laufbahn seines Schicksals angetreten. Dort, wo sich im Glanz des Nachmittags die Dächer in der Salniederung drängen, dort ist dieser Stern in die Welt gesprungen, um ein neues Zeitalter anzukündigen. Wir spüren es schon in vielen Nerven, aber erst, wenn der letzte Schläfer gestorben ist, können wir von neuem Leben reden. Was für eine furchtbare Einsamkeit muß dieser Mann in sich getragen haben! Ein ganzes Menschenalter ist seit seinem Tod dahingegangen, und erst jetzt sehen die Borderen von uns das Land seiner Zukunft mit den ersten Spitzen in den Frühschein der Zeit ragen. Prophetengeist, das schauerlichste aller Geschenke, die ein Schicksal dem Kind in die Wiege legen kann!

Den Dom von Naumburg soll man nicht nach Bamberg sehen. Es ist da alles kleiner und enger. Erst hier spürt man, was für Maße und Richtungen dort sich ausgewirkt haben, und wie noch in der letzten Einzelheit die kühne unbändige und doch gebändigte Formkraft sich einen Ausdruck schuf. Es ist auch ein klein wenig konventioneller, weniger profiliert, nicht so herrlich tief wild und fremdgestaltig im Hintergrund der Zeit, nicht so urgewaltig im romanischen Leben. Dafür ist der Naumburger Dom reich an stark liebenden Einzelheiten, Bildwerke aller Art an den Lektornen, die das Langhaus nach beiden



Parkweg auf der Dornburg.

Seiten abschließen, und die zwölf Standbilder der Stifter und Schützer, lauter weltliche Standespersonen, die hier ihren Platz haben anstatt der mosaïschen Repräsentanten, der frühchristlichen Märtyrer oder der römischen Würdenträger. Insofern ist es ein sehr deutscher Dom. Dazu sind diese Gestalten von einer Schönheit und lebendigen Kraft, daß sie allein genügen, um von der Formgewalt der deutschen Seele zu zeugen. Wir befinden uns am Eingang zur nördlichen Breite, in welcher der einzelne Edeling und Grundherr inmitten der gestaltlosen Ebene immer entschiedener und wichtiger hervorzutreten beginnt. Aber im Brandungsgebiet des thüringischen Mittelgebirges, wo besondere Bewegung herrschte, und wo mit dem Blick über die Weite drunten, bei gedecktem Rücken durch das Gebirge und mit sicherem Stand über der Talschaft, sich die Lust zur Eigenentfaltung und Selbstbehauptung entwickelte: da begegnen wir noch einmal einer großen und beglückten Rundgebung der Lebens- und Steinfreudigkeit, bevor das Gebiet des Backsteins beginnt, der Tiefebene und der Zugewandtheit zum Meer und zur Ewigkeit, die dann wieder andere Entfaltungen hat.

Alle diese Dome waren ja im Urzustand noch viel freudiger und lebensvoller, als sie in ihren Farben prangten. Die graue, kühle Ausgelagtheit, in der wir sie heute antreffen, ist nur ein Ergebnis der Zeit, welcher nachkommende schwächere Geschlechter nicht zu wehren wußten. Damit geht es ihnen wie den antiken Statuen, die wir weiß kennenlernten. Weil sie die Farbe verloren und nicht wieder erhalten haben, ist es bei uns späten abstrakten Bildungsmenschen orthodoxer Stil geworden, unsere neuen Statuen ebenfalls weiß zu lassen. So lebt nun unter uns eine Art von Geisterwald aus Marmor und Kalk. Wir beten in Geisterkirchen und Gespensterhallen. Die Entfärbung unserer Dome und Statuen ist geradezu beispielhaft und symbolisch für die Entfärbung unseres ganzen geistigen Lebens durch alle Disziplinen, Kunst, Religion, Schule, Politik, Philosophie, Gesellschaftswesen, was ihr wolle. Wie es im Naumburger Dom früher ausgesehen hat, zeigen die Reste von alter Bemalung an den Statuen.

Bei der Gelegenheit werden wir an eine andere Gestaltung deutscher Vergangenheit erinnert. Nicht weit vom Dom erhebt sich die Kuppel der ehemaligen Kadettenanstalt. Man kennt Hindenburgs Einschätzung dieser Institution als Gegenstreben gegen die Aufweichung des öffentlichen Daseins. Hier lebte noch etwas von dem Geist, der Mitteleuropa in Besitz genommen und gestaltet hat. Hier herrschte nicht der Gedanke, sondern das kleine Wunder des ganzen Kerls, der Grundsatz der Persönlichkeit, die Entfaltung der Form, die Unterordnung im großen Gemeingedanken, die Bereitschaft, für das, was man war und hatte, mit dem Leben einzustehen, das Wissen davon, daß im Weltbau nicht der Intellekt den Ausschlag gibt, sondern die Tat. Dort bekamen die kleinen Burschen ihre Richtung, wie sie früher in den Klöstern sie empfangen hatten, ihre Haltung, ihre Überlieferung für Denken und Handeln, ihre Begriffe von Ehre und Mannhaftigkeit, ihre Technik, ihre gesellschaftliche Methodik, ihren Drill und ihre Moral. Am Ende war mit ihnen etwas von dem Gleichen gemeint, das dort im Dom auf hohen Postamenten stand und der Zeit seinen Siegel aufgedrückt hatte. Denn im gleichen Raum wächst immer der gleiche Schlag von Fragen, Aufgaben, Mühen, Hoffnungen und Mitteln und der gleiche Schlag von Männern, der damit zustande kommt. Die dort ein- und ausgingen, von denen ruht ein großer Teil in Feindeserde. Andere kamen ihrer Borrechte beraubt zurück und führen ihr Leben im Verborgenen schlecht und recht. Aber ein Zeichen von dem alten Orden trägt noch jeder im Geheimen, eine Haltung, eine Bewegung, etwas in Blick und Stimme. Ein tieferes Wissen vom Sinn des Mannes im großen Verhältnis werden sie bewahren bis zum letzten Tag und mit sich ins Grab nehmen.

## Leuna.

Hier ungefähr ist die Grenze. Links noch die Hainleiter Finne, der Kyffhäuser mit dem BarbarossaTraum und die Goldene Aue. Dann beginnt das bittere Feld. Jäh und hart schießt seine erste Station aus dem Boden hoch. Sieh die mächtig aufgestrebten Reihen von Riesenschornsteinen! Schwer, wild und lebenbedrohend zieht der schwarze Rauch aus den hohen Mündungen westwärts. Noch weithin kannst du seinen Schatten auf den Feldern verfolgen. Und weiter spürst du die beizenden Gase in der Lunge, wenn du die Werke noch nicht einmal gesichtet hast. Hochgestellte Kessel, ganze Alleen von giftig qualmenden Essen, ragende Eisengalerien, schwarze Türme, mächtige Rohrleitungen von Kilometerlänge, Bahngleise, Wagen, Dampf, murrendes Rollen, Hochbauten, schwarz vor Ruß, Gigantik von Konstruktion, technische Ungeheuerlichkeit, rechnerische Höchstleistung — Leuna. Hier wird künstlicher Dünger gemacht. Hier feiert die Chemie einen ihrer Hauptsiege. Hier zeigt sich die Wissenschaft in ihrer Größe. Weil es auf den Riesensfeldern des Großgrundbesitzes an Vieh und damit an natürlichem Dünger fehlt, hat sich der Menscheng Geist in seiner ganzen Erfindergabe zeigen können.

Noch lange liegt reizend und qualend der beizende Gestank in der Luft. Noch lange drohen die Schloße und Rauchfahnen hinter uns her. Wird man ihnen das Drohen austreiben können?

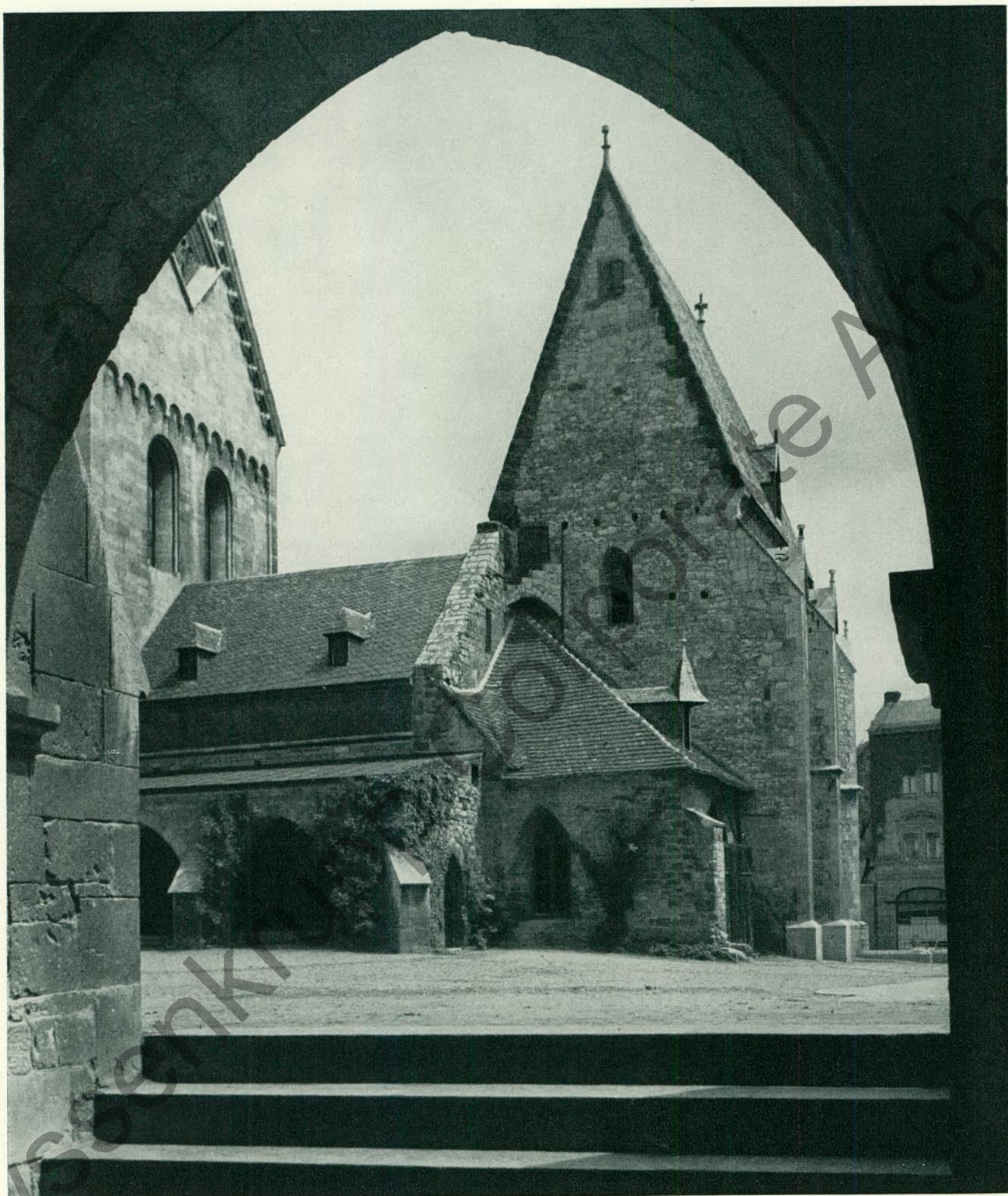
## Kohle.

So sieht es auf dem bitteren Feld aus. Was nicht Großgrundbesitz ist, das ist offene Kohlengrube. Da starren sie abgründig und schwarz zum blauen Himmel. Immer tiefer fressen sich die Baggermaschinen in den Erdschoß ein. Immer gewaltiger und geistreicher werden die Wühl- und Förderanlagen; die neuesten sind wahre Wunderwerke der Technik. Die gähnenden, finsternen Gruben begleiten willkürliche Hügelzüge von Auswurf- und Abfallstoffen. Regengüsse reißen ihre Klanken auf und geben ihnen einen gespenstischen Hochgebirgscharakter im Kleinen. Mühsam setzen sich darauf Birken und magere Gräser an. Loren gleiten geisterhaft ab und zu.

## Die Maschine.

Wir haben die Saale verlassen und fahren auf die Mulde zu. Da liegt denn nun die kleine Industriestadt Bitterfeld. Braunkohlen. Eine kahle Kolonie von himmelhoch qualmenden Schloten mitten in einer topfebenen Landschaft. Eine moderne kleine Mittelstadt, roh und lieblos hingebaut. Es wäre kein Wort über sie zu verlieren, wenn es eben nicht Bitterfeld wäre, das Symbol für das ganze große Unglück, das Deutschland und eine Anzahl anderer alter, anständiger, nobler Völker getroffen hat. Fortschritt nehmen sie den schmerzlichen Unfug und wissen nicht, was sie sagen. Es ist von der ganzen Ethik, die man zu seiner Verteidigung erfunden hat, nicht ein einziges Wort wahr. Noch weniger wahr ist es, daß der ungeheure Schwindel zum Glück irgendeines Volkes oder eines einzigen Menschen beigetragen hat; damit sollte es eigentlich nach dem Weltkrieg, den er entfacht und der zehn Millionen Toter und den Zusammenbruch ganzer Nationalhaushaltungen gekostet hat, allmählich still werden. Aber sie fangen frisch zu schwadronieren an, und während die alten Völker nicht mehr können, beginnen neue den Herrentanz. Die Maschine soll der Menschheit helfen, ihre Arbeit zu tun! Die Menschheit hätte ohne die Maschine Arbeit und Verdienst in Hülle und Fülle, wenn man jeden Menschen frei auf jeden freien Boden gehen ließe, den er redlich bearbeiten wollte.

„Maschinendämmerung!“ hallt es aus dem dumpfen Rollen der Fabriken. „Maschinendämmerung!“ sagen die Blicke der Arbeiter, die auf einen Lebensertrag vorbereitet waren, der



Naumburger Dom.  
Kreuzgang.

ihnen durch die Finger läuft wie Sand. Wir betrachten und reden wieder. Beruht nicht auf der Maschine, auf der Technik die Herrschaft der weißen Rasse? Selbst die weltgeschichtliche Stellung des deutschen Führervolkes — steht und fällt sie nicht mit der Industrie? Ist es nicht die deutsche Mission, das hochkultivierte Industrievolk zu sein zwischen breitgelagerten Agrarvölkern? Ich habe es schon gesagt: Über der Maschine in Deutschland steht heute ein neuer Stern. Alles, was geschieht, geschieht in einem neuen Sinn und mit einer neuen Bedeutung. Wenn in Deutschland das Werk wieder dem Volk gehört, wenn der Arbeiter nicht mehr der gezwungene Staatsfeind ist, sondern der bewußte Staatsträger, dann läßt sich jede Industrialisierung tragen. Dann ist es besser, die Technik noch höher zu treiben, um auf lange hinaus einen uneinholbaren Vorsprung zu haben, eine Spezialisierung, auf welcher sich mitteleuropäische Geschichtskraft aufbaut. Es bildet sich ein wirtschaftlicher Kreislauf, ein natürlicher Organismus als die stärkste und tiefste Gewähr für das kommende europäische Bundesystem um Deutschland. Diese mächtigen deutschen Industriewerke wollen die Industriewerke des Mittelkontinents werden. Miteigentum aller Nationen, die in Europa eines guten Willens sind! Und nun wird jeder Schlot plötzlich zu einer Verheißung. In jeder Rauchfahne weht Geschichtskündigung. Hüte dich! Höre gut zu, was der Geist spricht!

### Wittenberg.

Weiter. Aber wir reden und denken noch immer. Das Gefühl ist aufgestört. Der Herzschlag geht unruhig und stoßend, der Atem beklemmt. Im Blick sitzt eine Düsternis, die noch lange darin trauern wird. Indessen geht die Weite der Elbe auf, und die Türme von Wittenberg wachsen am Horizont in die Höhe. Dort gegen Westen liegt Cisleben, wir haben es fast gestreift, der Geburtsort dessen, durch den die Stadt da vorn ihren Ruf erhalten hat. Keine Kohle, nur Kupferschiefer. Sein Vater hat dessen genug ans Licht gebracht ein langes, hartes, braves Leben hindurch. Sein Weib hat Gold ans Licht gebracht. Lassen wir Bitterfeld dahinten; jetzt wird alles Martin Luther. An diesem Fluß ist er soundso oft denkend und kämpfend auf und ab gegangen. So wie jetzt rollten seine gelben Wellen vorbei. So spielten die Spiegel um die Widerstände der Brücke; damals war es wohl eine andere. So standen und wehten die Bäume an den Ufern. Dort hinten wie heute ging die Sonne zur Neige, und er sagte: „Grüß meinen Gott von mir!“ Oder wenn sie kam, fragte er bewegt und erkenntnishungrig: „Bringst du mir neue Botschaft von ihm?“ Gott war sein erster und sein letzter Gedanke. Glaube war seine ganze Natur. Diese Landschaft hat er vollkommen erfüllt mit seinem Wesen, so daß Martin Luther und sie schließlich dasselbe waren. Nachts sah er über dem Fläming im Norden die Sterne glänzen und dachte: Du Schemel seiner Herrlichkeit, wer deine Schrift ganz zu entziffern vermöchte! Einsteilen sind wir nach dem Willen des Herrn an die Schrift gebunden. Neben Goethe ist Luther die mächtigste und raumschönste deutsche Seelenlandschaft, in die wir einfahren können. Wir tun es stumm und gespannt: Wir treten ein in den Beginn einer Geschichte, die noch nicht zu Ende ist, die sogar gerade in unseren Tagen eine neue Phase angetreten hat. Manchmal will es fast scheinen, daß es darum gehe, Luther eben so viel an Goethe heranzuziehen, wie Goethe durch die Geschichtsvorgänge dieses Jahrhunderts und die Zentenarfeier seines Todes von uns in die Vergangenheit zurückgetreten ist, also eine Verschiebung der Perspektive im seelischen Landschaftsbild, weil der Wanderer Volk seinen Standpunkt geändert hat.

Wir fahren ein in eine alte enge Stadt, eine stille Stadt, eine Stadt, die den Schein erweckt, als ob sie seit den großen Tagen es nicht mehr unternommen hätte, sich selbständig zu rühren. Gleich auf dem Markt empfangen uns die Erzstän-

bilder der beiden Kämpfer und Freunde: Luther und Melanchthon. Zwei, wie in Weimar. Rechts ragen die Türme der Stadtkirche hinter steilen alten Dächern herauf; dort hat er vorzugsweise gepredigt. Aber die Thesen hat er an der Schloßkirche angeschlagen, dort, wo der massige runde Turm mit der gotischen Krone steht. Ich kann mir nicht helfen: Es ist und bleibt eine Erschütterung in dem Gedanken: Hier hat er seine Wege gehabt. Da ist er leiblich geschritten jahrzehntelang. Diese Häuser haben auch seine tiefliegenden grüblerischen Augen gestreift. Es ist alles handgreifliche Wahrheit gewesen! Bevor man sich mit irgend etwas einläßt, tut man einen Gang durch diese Straßen. Es ist alles nah beisammen. Schon taucht das ehemalige Augustinerkloster auf, das spätere Kollegienhaus. Nicht weit davon das Haus Melanchthons. Drunken die Eiche auf der Stelle, auf welcher er die päpstliche Bannbulle verbrannt hat. Das liest sich schnell in den Büchern, aber was für eine ungeheuerliche Tat war das! Eine Tat für alle Seelen, die frei und Kinder dieses Raumes sein wollten und der Gottesoffenbarung darin. Die nordischen Menschen können Gott in seiner Erscheinung nicht erleben nach südlichen oder morgenländischen Regeln, sie müssen ihn haben aus der Gestalt heraus, in welcher er ihnen erscheint unmittelbar. Das war der Sinn der Reformation von 1517. In den Gassen von Wittenberg geht ein Atem, der fast eingeschlafen war und sich wieder zum Sturm steigern will. Laßt ihn! Macht keine Versuche, ihn wieder einzusperrern; solche Versuche wenden sich immer gegen die Versucher. Argernis muß ja sein, aber wehe dem, durch den es kommt! Der Atem heißt Freiheit. Was in der Krone der Eiche flüstert und raunt, das ist das Säusen des neuen Geistes, der aus dem Herzabgrund des All-Einen hereinströmt, leise und emsig, bis dieser Raum voll genug ist mit Gefühl und Überdrang, um mit einem glücklich kühnen Aufschlagen sich zu erheben und heiseitzuwerfen das Alt eund Überlebte, den Formelkram und die Krücken der Vorschrift. Dann steht es da nackt und rein und naturmächtig, ein Wunder aller Welt, und vor seiner blendenden Schönheit wird das mißtönige Geschrei verstummen, um in Ehrfurcht umzuschlagen.

### Der Glaube.

Ich gehe sehr bewegt zu Bett. Ich bin des Geistes voll, bin gepackt und angefallen und komme nicht zur Ruhe. Von der Stadtkirche gegenüber hallen die Schläge der Stundenglocke. In die schmale Straße und über die Türme her fällt das Mondlicht. Eine Stille liegt über Dächern und Plätzen wie vor einem großen Ereignis, und durch die Stille raunt die Geisterstimme: „Schau in dich! Was ist in dir? Was hast du erlebt und gedacht durch die Zeiten deines Daseins? Bekenne! Gib heute Rechenschaft von mir!“ Mir wird so schwer aus und weiß. Dunkel tastend breite ich mich mit mir selber aus durch den weiten Raum. Trauernd und sorgenvoll suche ich nach Worten und finde nur vage Gefühle, suche wenigstens der Gefühle mächtig zu werden und stehe vor Gleichnissen, will diese begierig ergreifen und höre statt ihrer Musik und überirdische Gespräche. Ist denn nichts in mir? Keinen Gedanken soll ich hervorgebracht und geformt haben durch bald sechzig Jahre, keinen, mit dem ich dem Geist dieses Platzes gegenübertreten kann? Worauf hat mein Fuß Stand gefaßt, um nunmehr nicht davon zu weichen bis an das Ende meiner Tage? Ach, ich weiß ja, aber jetzt ist es Ahnung geworden. In Silberglanz schwebte ich hoch mit dem fremden Zimmer neben den Stadttürmen und beginne zu wehen. Auf der Tiefe meines Wesens will sich Angst regen, die lebenslange Angst der Verlassenheit, und der Kummer der Einsamkeit. Sind wir nicht alle verloren in diesem schreckenden Ungefähr des Daseins, das wir weder gewollt haben noch meistern können auch nur eine Minute lang? Grinst uns nicht die bare Sinnlosigkeit entgegen? Müßten wir nicht stündlich und minütlich scheitern mit unserem besten Willen an der zynischen Frage: „Wozu?“ Aber wenn



Schloßkirche in Wittenberg.

das so wäre, so hätte ich längst mein Ende gefunden mit allen meinen Fehlern, Schwächen und Vergehen. Aber ich lebe weiter. Ich wehre mich. Wenn ich gefallen bin, so erhebe ich mich wieder. Warum kann ich das? Weil ich glaube. Ich habe geglaubt mein ganzes Leben hindurch. Ich habe vertraut kindhaft und nicht abzutreiben von der Vaterhand. Auch wenn ich lästerte und verneinte, glaubte ich, ja, da glaubte und vertraute ich am meisten. Und jetzt ringt und flüstert es sich los aus meiner Tiefe bang, leidersfahren und glücklich. Ich nehme mein Notizbuch zur Hand und schreibe im Dunkeln ohne Licht, als ob mir einer diktierte:

Ich weiß, daß Gott in mir ist, und ich bin in ihm von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Ich weiß, daß Gott in der Welt ist und die Welt in ihm von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Ich weiß, daß ich nicht in der Welt sein kann, ohne in Gott zu sein.

Ich weiß, daß auch die Welt nicht sein kann, ohne in Gott zu sein.

Ich weiß, daß ich bin durch die Welt und in Gott.

Ich weiß, daß Gott nicht so könnte Gott sein, wie er ist, ohne mich. Ebenso könnte die Welt nicht so Welt sein. Und ebenso könnte ich nicht sein ich selber ohne die beiden anderen.

In Gott habe ich mein Wesen und hat die Welt ihr Wesen.

In mir und der Welt hat Gott sein Wesen, und ein anderes Wesen kann er nicht haben.

Ebenso weiß ich, daß Gott sein Wesen hat in jedem Bruder und jeder Schwester, und sie haben ihr Wesen in ihm.

Da ich dies ganz sicher und gewiß nicht nur glaube, sondern weiß, so weiß ich auch, daß jeder Bruder und jede Schwester für mich Wesen aus Gott und ein Teil seiner Erscheinung ist, wie ich ein Teil seiner Erscheinung bin.

Auch jedes Tier und jede Pflanze ist ein Teil vom Wesen Gottes und von seiner Erscheinung, deshalb mit mir in Gott und durch ihn innig verwandt.

Alles übrige folgt für mich aus diesem Wissen, von dem ich nicht weiß, woher ich es habe, ich weiß nur tief beglückt, daß ich es habe.

Vielleicht ist dies Wissen, für mich so grundlegend wichtig, gar kein Wissen. Vielleicht kommt es anderen albern oder verworren vor. Für mich bleibt es das Wissen, mit dem ich stehen und fallen, leben und sterben will. Es ist das einzige, was ich dem Geist dieses Plages zu zeigen habe, der ein heldenhafter Geist war. Ein heldenhaftes ewiges Spiel ist die Schöpfung und alles Leben und Sein darin. Heldenhaft ist die Überwindung der zeitlichen Unvollkommenheit im Wissen um die ewige Vollkommenheit. Man hat mich schon nach dem Sinn dieses Spiels gefragt. Sollen wir von einem Sinn reden, so kann es nur die Liebe zur Vollkommenheit sein in Gott, Mensch und Natur. Und sollen wir von einem Ziel reden, so ist dies Ziel die endlos entfaltete und entfaltende bewegte Schönheit und Wahrheit durch alle Reiche und Zeiten. Meine Hoffnung: daß ich meinen Brüdern und Schwestern ein Helfer sein kann in diesem Sinn und auf diesem Weg und sie mir. Mein Glaube: daß ich Gott so grundständig notwendig bin, wie er es mir ist, und daß ich an ihm einen so unbedingten Vater habe, wie er an mir einen unbedingten Sohn hat, der ihn liebt und sucht in allem und durch alles, so wie er mich liebt und sucht in allem und durch alles, beides ohne Mittler. Ohne Mittler! Ohne Mittler!

Die Stadtkirche. Nach allen gotischen Raumgestaltungen eine grundsätzlich protestantische. Es ist eine Hallenkirche mit drei Schiffen, aber in die Seitenschiffe sind breite Galerien mit Bänken eingebaut: eine Predigerkirche, eine Kirche zum Hören und Denken. Ihr Mittelpunkt ist unsichtbar: das Wort. Ihr Allerheiligstes ist ein Buch: die Schrift, die auch jeder zu Hause hat. Weit, hell, räumlich, eine Verbindung des Göttlichen mit dem Bürgerlichen. Das Tageslicht fällt breit herein. Die

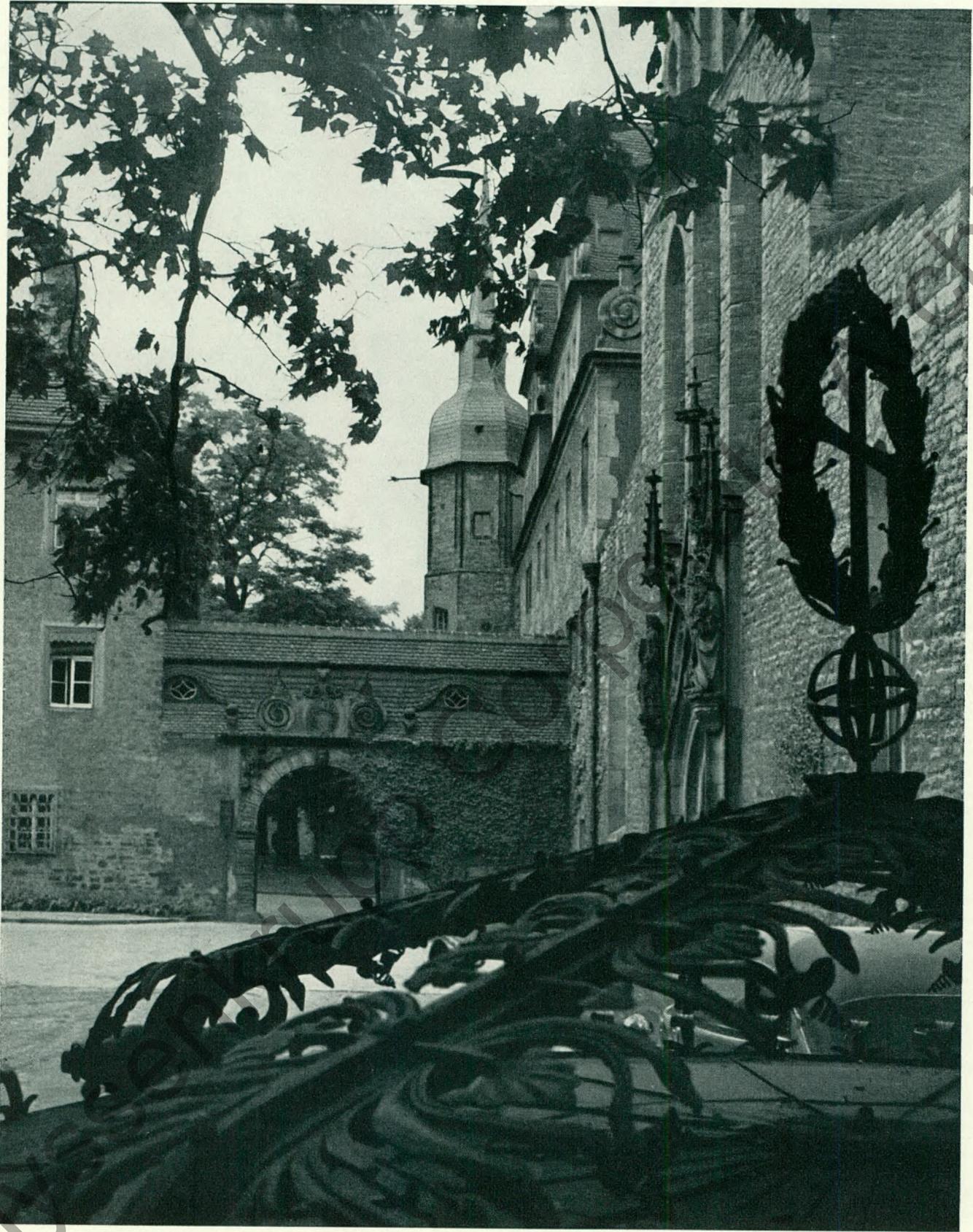
Altarbilder haben ihren Ursprung aus dem Geist der Reformation. Die Stifter auf den alten Kirchenbildern sind nur eine Art von demütiger Visitenkarte. Selbst die weltlichen Adelspersonen im Dom von Naumburg sind hier, insofern man sie zugelassen hat. Aber auf diesen Bildern nehmen die Gestalten der Reformatoren vollberechtigt den Vordergrund ein, und zum erstenmal erscheint die Gemeinde auf der Leinwand. Was für ein Glück war es für die Neuerer, daß sie so große Künstler zu Mitkämpfern bekamen! Und wie mächtig muß die Bewegung gepackt und mitgerissen haben, daß so starke Persönlichkeiten sich rückhaltlos für sie einsetzen konnten — trotz dem Vandalismus des Bildersturms. Ach ja, der Vandalismus! Wenn sie nichts mehr wissen, dann kommt die Einrede der Kulturlosigkeit. Je mehr du dich in die Zeichen und Hinterlassenschaften dieser Zeit hineinsiehst und -fühlst, desto tiefer geht deine Ehrfurcht. Fragt ihr nach dem „deutschen Mythos“: Da ist der deutsche Mythos. In Weimar ist er. In der Matthäuspassion und der Neunten Sinfonie von Beethoven ist er. Unnötig, weit in den Zeiten herumzuschweifen. Das Lutherhaus ist voll von seinen Schauern. Selbst seine Ringe unter der Glascheibe schicken Wellen von Ehrfurcht aus wie Radiumstrahlen. Da ist seine Handschrift, klar, offen, schnell und mehr geisthaft als dramatisch. Ins Drama hat ihn die Zeit hineingerissen. Er selbst war kein Dramatiker, er war nur eine dramatische Kraft. Wenn er ein Dramatiker gewesen wäre, so hätte er tragisch geendigt. In seiner Bestimmtheit und Besonnenheit aber hat er sich und das Seine samt den Seinen erhalten, und er hat so viel Kraft hinterlassen, daß das Neue den Bildersturm und den Bauernkrieg und noch den Schmalkaldischen und den Dreißigjährigen Krieg überstanden hat. Da ist der Erker mit den Bogensteinen und den beiden Fensterstüben, von dem er viele hundertmal in das Abendwerden hinausgesehen hat. Drunten das Refektorium, wo er gelehrt und noch in den frühen Zeiten vor seinem Tod gepredigt hat. Das ergreifende und unvergessliche Lutherporträt von Cranach, nicht der jovial weltumrennende Draufgänger, Polterer und Familienvater, der leider populär geworden ist, sondern der denkerische, tief sinnige, in sich selber kämpfende, eher schwermütige stille Mann und Mensch Martin Luther, der die Gefahren kennt, der die Bangigkeit und selbst die Angst erfahren hat viele tausendmal, und der doch nicht abgelassen hat, weil er mußte und nicht anders konnte.

Jrgendwo an einer Wand steht ein Spruch: „Niemand lasse den Glauben daran fahren, daß Gott von ihm eine große Tat will.“ Jetzt ist es doch wieder das „Wort“, das von allen Zeichen und Nachlassenschaften am gewaltigsten auf uns eindringt. „Niemand lasse den Glauben fahren!“ Das ist die Großmut des reichen Herzens, das jenseits der schlimmsten Qualen und Gottverlassenheiten für die anderen den edelmütigen Zuspruch hat.

Wir müssen weiter. Immer müssen wir weiter, du, ich, wir alle. Was heute ist, wird morgen nicht mehr sein. Was vor vierhundert Jahren war, kann noch so frisch sein, als ob es heute wäre. Was vor tausend Jahren war, kann morgen in anderem Sinn und anderer Richtung wieder sein. Alles ist in allem und durch alles zu allen Zeiten und ewig gleichzeitig. Das Ganze nennen wir Gott und begreifen uns selbst damit ein samt dem unendlichen All, aus dem wir unser Dasein haben.

Drei große Methoden der Überwindung sind uns bisher begegnet: in Bamberg das Gottesgefühl durch das Bildnis, in Wittenberg der Gottesgedanke durch das Wort, in Weimar beides innig durchdrungen im humanen Verhalten der freien Persönlichkeit. Eine Methode steht uns noch bevor: der Absolutismus der herrschenden Persönlichkeit durch alle drei vorhergehenden oder allein durch den ordnenden Verstand. Diese Begegnung wird Potsdam heißen.

(Fortsetzung folgt.)



Vor dem Merseburger Schloß.

# Liebe zu den Straßen.

Von Walter Jörn Badenhoop.

Ich würde nichts erzählen von jener eigenartigen Begegnung, wenn ich nicht der festen Überzeugung wäre, das, was mir der einsame Wanderer zwischen Berlin und Hamburg sagte, sei wahr. Wahr und vielleicht schon oft gedacht von vielen.

Ich wollte über Ostern nach Hamburg fahren, hatte fünf Tage Zeit und wollte dabei nichts als meine Ruhe haben. Es war ein schöner, klarer, etwas windiger Nachmittag, als ich mich aufmachte. Etwa 150 Kilometer hinter Berlin, fast in der Mitte der Strecke, hatte ich einen Motorschaden. Ich besah mir den Schaden und stellte fest, daß ich wohl eine halbe Stunde zur Ausbesserung brauchen würde. Doch schob ich den Wagen vorerst auf die andere Seite der Straße und setzte mich auf das Trittbrett, um noch ein wenig die Sonne zu genießen. Sie senkte sich vor mir bereits auf die dunkelgrünen Wälder und auf das helle Grün der jungen Saaten. Bald würde sie ganz verschwinden.

In diesem Augenblick — ein paar Wagen waren inzwischen an mir vorbeigefahren — tauchte in der Biegung der Straße der Mann auf, von dem ich erzählen will. Groß und schlank, mit leicht gebräuntem Gesicht, steckte er in einem Paar langen grauen Flanellhosen und einer braunen Jacke und sah im übrigen so aus, als ob er nur deswegen zu Fuß lief, weil er gerade eine Panne mit seinem Wagen hatte. Er schritt mächtig aus und war bald in meiner Höhe. Nun schritt er schon in die große glühende Sonne hinein, gerade vor mir. Fast verdeckte er sie, die um ihn herumfloß und seine Umrisse in blendende Funken tauchte, während er selbst zu einem schwarzen Schatten wurde. Da blieb er stehen und rief etwas zu mir herüber.

„Panne?“

„In der Tat!“

„Kann ich Ihnen helfen?“

„Niesig nett, geht schon so!“ Ich dachte, er würde vom Motor wohl auch nicht mehr verstehen als ich. Doch wollte ich seine Höflichkeit vergelten und rief, da er sich schon anschickte, weiterzugehen: „Wollen Sie sich nicht ein wenig ausruhen?“ Ich zeigte einladend auf mein Trittbrett.

Er trat ohne weiteres heran und setzte sich neben mich.

„Das trifft sich ganz gut. Sie entschuldigen, aber ich habe einen verheulenen Stein im Schuh . . .“ Damit zog er seinen einen Schuh ab und schüttelte ihn aus. Seine Socken, dies ließ sich hierbei nicht verheimlichen, sahen ein wenig angegriffen aus. Offenbar waren sie jedoch für solche Art von Strapazen nicht vorgesehen. Der Mann bemerkte meinen Blick und lachte, wie man in solchen Fällen zu lachen pflegt.

„In den Vereinigten Staaten würde es mir ja niemand übelnehmen, wenn ich mich so benehme. Ich hoffe, hier tut man es auch nicht mehr. Bin ja lange nicht mehr in meiner alten geliebten Heimat gewesen. Aber Vorurteile sind hier, glaube ich, im Verschwinden.“

Ich konnte ihm dies mit gutem Gewissen bestätigen und ihm insbesondere versichern, daß ich — genau so wie er — Steine aus meinem Schuh bei erster Gelegenheit entfernen würde. Ich betrachtete ihn dabei und stellte fest, daß er keineswegs ein Landstreicher, sondern viel eher das war, was man einen „Mann in guter Position“ nennt. Das war unter diesen Umständen immerhin erstaunlich, und ich wandte mich daher an ihn.

„Sie entschuldigen, wenn ich Sie etwas frage, aber warum laufen Sie hier die Straße entlang? Ist das Romantik? Gehörte das nicht eigentlich auf die früheren Straßen?“

Er lachte. „Wissen Sie, das ist so eine kleine Entspannung für mich. Ich liebe die Straßen. Aber sagen Sie nichts von überholter Romantik!“ Hierbei schüttelte er seinen anderen Schuh aus. „Die Straßen sind die gleichen geblieben.“

Sein Gesicht wurde plötzlich ernst und seine Stimme leiser. Er behielt diesen Tonfall bis zuletzt. „Die Straßen, so wie wir sie träumten, als wir klein waren, wie wir sie sahen, als wir groß wurden. Und die Straßen werden immer die gleichen bleiben, trotz aller Wunder der Technik. Sie werden bleiben, was sie von Anfang an gewesen, Straßen von Menschen zu Menschen. Und immer wird man auf den Straßen etwas spüren von dieser zitternden Spannung — Mensch zu Mensch.“

Die Sonne tauchte gerade in den dichten Wald jenseits der Straße. Ein Wagen — wie schon so viele vorher — rauschte an uns vorüber. Eine Frau saß darin. Sie blickte, man konnte es deutlich sehen, auf den Mann neben mir und wandte sich, es war ein feines Gesicht mit großen dunklen Augen, langsam zurück, als der Wagen weiterfuhr. Und plötzlich, man sah ihr an, wie sie noch schwankte, hob sie die Hand und winkte, winkte so leidenschaftlich, als wäre dieser Mann hier neben mir der einzige, den sie geliebt. Lange noch sah man die winkende Hand.

„Kennen Sie die Frau?“ wandte ich mich an meinen Nachbar.

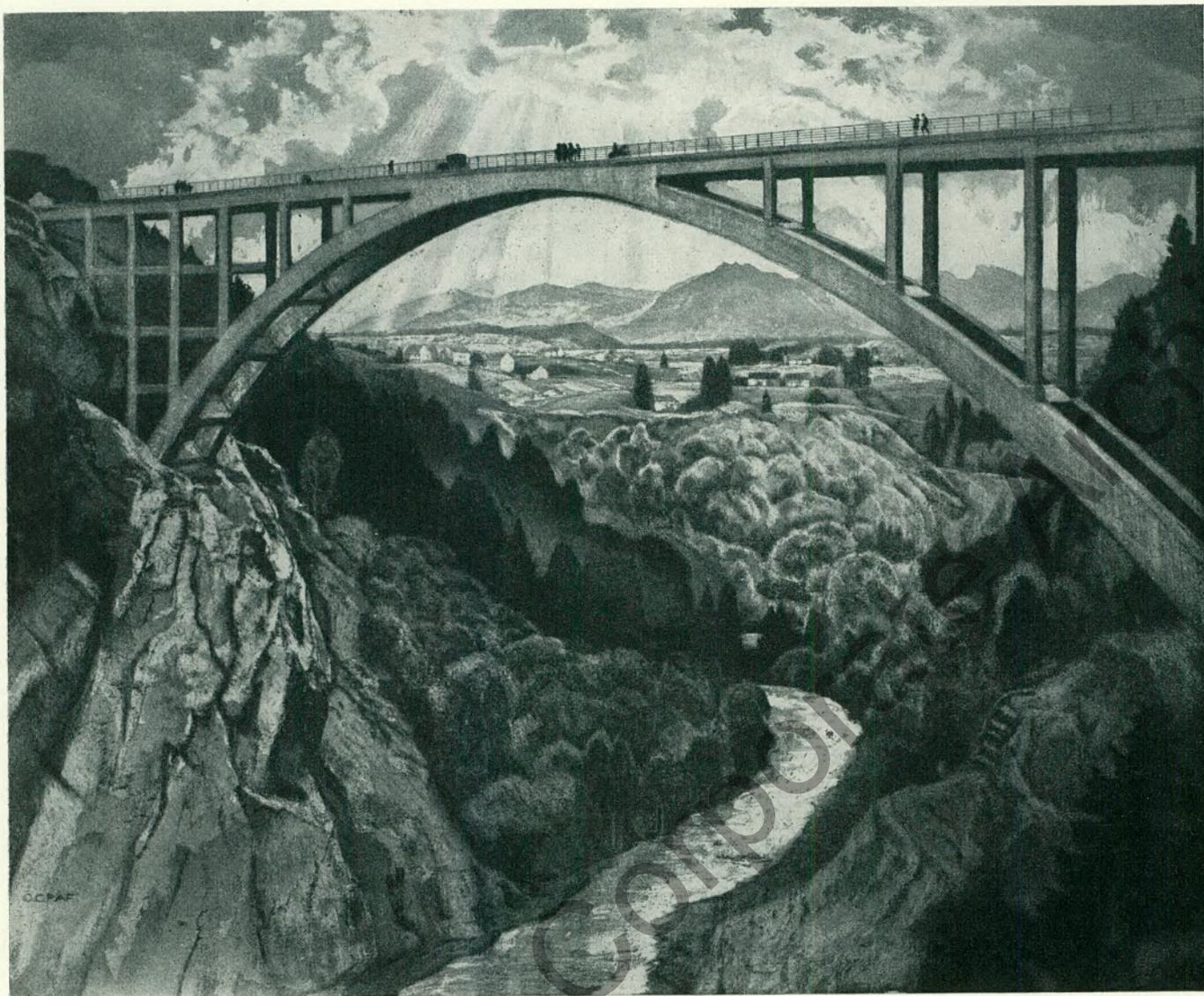
„Nein.“

„Warum hat sie gewinkt?“

„Warum?“ Er lachte, und ich mußte dabei feststellen, daß er ein gut aussehender Bursche war. „Das war ein Winken im Vorbei. Das war ein Grüßen nach dem Glück, nach unerfüllten Träumen.“

Die unerfüllten Träume sind es. Sie umschließen die letzte Frage unseres Lebens und machen mich die Straßen lieben. Der Mensch kann geleistet haben, was man von ihm und was er von sich selbst verlangt. Aber irgend etwas bleibt, nach dem er Sehnsucht hat. Jemand etwas in der Ferne. Und nur die Straßen führen dorthin. Nur die Straßen. Es sind lange Wege, harte Wege oft. Und wenn jemals schöne Häuser mit weichen Betten gebaut worden sind für die Frauen, so sind die Straßen gebaut für die Männer. Aber alle, die die Größe ihres Schicksals noch gestalten wollen und noch nicht müde sind, suchen die Straßen und helfen neue zu bauen. Denn nur auf ihnen sind sie der Sehnsucht immer nah. Immer wird der Blick der Menschen auf den Straßen vorwärts gerichtet sein, nur wenn er ruhen will — zur Seite. Doch niemals wird sich auch der schnellste Mensch befreien können von dem Himmel, von Sonne, Mond und Sternen, die darüber sind. Das ist heute so. Das war vor tausend Jahren so und wird in tausend Jahren noch so sein.“

Es war Abend geworden. Es bekümmerte mich nicht weiter. Ich hatte nichts zu versäumen und dachte nur flüchtig daran, daß ich nachher mit der Taschenlampe am Motor arbeiten würde. Der Mond stand vor uns über den Wiesen. Ein leichter Wind trug uns den Duft von ersten Blumen zu. Ich hatte das Gefühl einer großen Ruhe und betrachtete den Wanderer neben mir. Er hatte nicht das Gesicht eines Phantasten, sondern das eines Menschen aus einer leidenschaftlichen Wirklichkeit. Von fern her kam das Singen eines Motors. Und in diesem Singen, das immer näher kam, und in den immer stärker werdenden Klängen, die der Frühlingwind aus den knarrenden Chausseebäumen und den glatten Masten der Telegraphenleitung lockte, schien sich mir die berauschte Melodie eines Lebens von ungeheurer Stärke zu vereinen.



Die Brücke.  
Radierung von Prof. Oskar Graf.

## Tue das, wovor du dich fürchtest!

Gedanken um den Mut, sein Wesen und seine Entfaltung.

Von Dr. W. Melchers, Hamborn.

Die Aufgabe, vor die wir als Volk und als Nation gestellt sind, verlangt vor allem eine Eigenschaft des Charakters: Mut. Diese Forderung ergeht an jeden einzelnen von uns, denn jeder einzelne ist unentrinnbar in das Schicksal unseres Volkes verflochten. Wir sitzen alle in einem Boot. Es mag einzelnen gelingen, sich der Teilnahme an dem Gesamtschicksal unseres Volkes zu entziehen und ihr Leben ohne Opfer zu stehlen, für uns alle gilt unabdinglich die alte soldatische Forderung des „Mutens in allen Dienstobliegenheiten“. Jeder, der offenen Auges und guten Willens im deutschen Volke steht, wird ihr zustimmen müssen.

Was ist „Mut“? Es sei zugegeben, daß jeder denkende Mensch im allgemeinen festzustellen vermag, ob ein Mensch sich in einer bestimmten Sachlage „mutig“ benimmt, ob er sich, was das gleiche bedeutet, „tapfer“ verhält. Das ist am leichtesten der Fall, wenn der Mut sich in einer körperlichen

Handlung zeigt, wenn etwa ein Mensch einen anderen vom Tode des Ertrinkens unter eigener Lebensgefahr errettet, wenn eine Mutter ihr Kind aus dem brennenden Hause holt, wenn einer unter Lebensgefahr sein Brot verdient. Über die Haltung des deutschen Soldaten im Weltkriege gibt es in bezug auf den Mut keine Streitfrage. Der soldatische Mut des Deutschen, sofern damit sein Kampfesmut gemeint ist, ist über allen Zweifel erhaben. Aber hier beginnt schon die Fragestellung, auf die uns vor allem die echten Dichter des Krieges hinweisen. Für sie liegt mit Recht die überwältigende innere Größe des deutschen Soldaten nicht in der selbstverständlichen Tapferkeit im Kampfe mit der Waffe, sondern in der heldischen Haltung im Ertragen des Ungeheuersten, was Menschen je erleben. Hier reicht selbst die stärkste Kraft der sprachlichen Darstellung nur bis an die Gestaltung des seelischen und körperlichen Zustandes heran, vermag ihn aber

nicht restlos so zu schildern, daß der unbeteiligte Leser ihn ganz nachzuerleben vermöchte. Das ist der Zustand, über den die meisten Frontsoldaten sich ausschweigen, weil sie selbst ihn nicht formen können und auch nicht das sagen wollen, was sie als das tiefste Geheimnis ihres Lebens in sich tragen. Wir meinen dieses tage- und wochenlange Warten auf den entscheidenden Zusammenstoß nach endlosem Trommelfeuer, nach unerhörten Entbehrungen des Körpers und der Seele, nach Zermürbung der Sinne durch Sinneseindrücke, die in ihrer Furchtbarkeit und Ungewöhnlichkeit dem Erfahrungsbereiche des alltäglichen Lebens vollständig fremd sind. Wir meinen dieses Nur-Warten auf den „Tod an sich“, ohne sein Leben nach Mannesart so teuer als möglich verkaufen zu können; diese Trostlosigkeit aus der räumlichen Entfernung von allen natürlichen Bindungen an Heimat und Volkstum, an Bruder und Schwester, Vater und Mutter, Frau und Kind, an frohes Wirken und Schaffen, kurz, an das Leben. Denn das wird gemeinhin übersehen, daß jeder Mensch natürlicherweise das Leben liebt um seiner selbst willen und daß das um so mehr der Fall ist, je mehr ein Mensch in der geistigen und körperlichen Vollkraft seines Lebens steht.

Niemand mußte das Leben so zu schätzen wie der Soldat, dem die paar Tage des Ruhequartiers, der Aufenthalt an einer stilleren Front wie ein Gruß des Lebens selbst erschienen. Wenn er dennoch seinen persönlichen Anspruch auf das Leben freiwillig überwand um des Vaterlandes willen, so ist die Frage berechtigt: Was machte ihn stark dazu? Aus welchen Quellen schöpfte er die Kraft zur Überwindung seines Ich im Dienste der Idee: Vaterland? Sind diese Kräfte, vor allem „Mut“ genannt, angeboren oder erworben, sind sie durch Übung zu entwickeln, zu gestalten? Sind sie wertvoller, wenn sie sich vorwiegend in körperlicher Haltung äußern oder wenn sie als Charaktereinschlag alle Handlungen eines Menschen durchdringen und kennzeichnen? Ist der schlechthin mutvolle Mensch eine mögliche Aufgabe der Erziehung?

Diese Fragen fügen sich in die Aufgaben der Wehrpsychologie ein, welche die Seelenzustände des kämpfenden Soldaten erforscht, um aus ihrer Erkenntnis Mittel und Wege zu finden, ihn im Sinne seiner Aufgabe zu fördern. Die Wehrpsychologie hat festgestellt, daß der Mut des einzelnen Soldaten in hervorragendem Maße wächst, wenn er sich mit seinen Kameraden Schulter an Schulter kämpfend fühlt. Sie sieht den Grund zu dieser Erscheinung in dem allseits lebendigen Bewußtsein der gegenseitig stützenden Verbundenheit und in dem Durchdrungensein von einem sittlichen Willen: Schutz des Vaterlandes. Sie weiß, daß dieses Bewußtsein erstarkt aus der gemeinsamen Ausbildung, aus dem Rhythmus des Marschtrittes, des Gewehrgriffes, aus der Übung im großen Verbands. Für die Wissenschaft von der Seele des Soldaten ist der ungeheure Schwung unserer Soldaten von Anfang des Weltkrieges bis zu seiner Verzerrung durch die Materialschlacht nicht nur das Ergebnis seines rassisch-völkischen Charakters, sondern auch die naturnotwendige Auswirkung seiner Erziehung.

Die Wehrpsychologie berührt sich mit unserer Aufgabenstellung, wenn sie, das veränderte Gesicht des Krieges seit 1916 betrachtend, mit uns fragt: Aus welchen Quellen schöpft der Soldat, der mehr und mehr zum Einzelkämpfer wird, auf den jetzt als einzelnen mehr und mehr Verantwortung geladen wird, nunmehr die Kraft, da die seelische Unterstützung aus dem Massenzusammenhang zurücktritt? Die Wehrpsychologie zeigt ihren iudigen Zusammenhang mit der Wehrwissenschaft, wenn sie von dieser die Erkenntnis übernimmt, daß der Soldat der Zukunft wie überhaupt jeder Deutsche in einem unerhörten Ausmaße zur höchsten persönlichen Leistung und zur äußersten Einzelverantwortung herangezogen wird, wenn sie von sich aus mit uns die Frage stellt: Aus welchen seelischen Kräften heraus wird diese Höchstleistung möglich, und wie sind diese

Kräfte zu entwickeln? Oder wenn sie mit uns fragt: Ist die gegenwärtige vorfeldatische und soldatische Erziehung auf diese Aufgabe hinreichend eingestellt, oder wie ist sie zu verbessern? Diese Erwägungen mögen beweisen, daß unsere Aufgabe nicht im luftleeren Raume schwebt, sondern lebendige Beziehungen zu entscheidenden Lebensfragen der Nation hat.

Ein einfaches Beispiel aus dem alltäglichen Jungenleben möge das Wesen des Mutes aufzeigen. Zwei Jungen wollen um die Wette laufen. Dabei ist ein Wassergraben zu überspringen, dessen Breite der Altersleistung der Jungen im Springen entspricht. Das Ziel liegt jenseits dieses Wassergrabens. Der erste nimmt den Graben ohne merkliches Zögern im vollen Lauf, der zweite stockt, springt nicht und überläßt dem andern kampflos den Sieg. Der Graben wurde ihm zur Hemmung, die sich stärker erwies als der Schwung des Körpers und der Wille zum Sieg. Wir sind versucht, den ersten, den Sieger, mutig zu nennen. Ob mit Recht? Sehen wir zu!

Zwei Fälle sind denkbar. Nehmen wir zunächst an, daß der Sieger noch nie erlebt habe, in einen mit Wasser gefüllten Graben gefallen zu sein. Er kennt nicht die Empfindung der Kälte und Nässe aus einer solchen Überraschung, darum auch nicht das begleitende Unlustgefühl, kennt auch nicht die Mühe, sich aus dem Graben herauszuarbeiten, hat vor allem noch nicht das Bewußtsein der Gefährdung des Ich erlebt, das damit verbunden sein kann. Gewiß war der Graben für ihn eine Hemmung, aber er überwand sie ohne Überlegung und, was entscheidend ist, ohne Bewußtsein der Gefahr. Er ist der Sieger, aber wir werden ihn noch nicht „mutig“ nennen.

Anders liegen die Dinge, wenn er im vollen Bewußtsein der Gefahr den Sprung wagte, das heißt sein Ich auf das Spiel setzte. Dann überwand er die jedem Kinde natürliche Furcht, und wir dürfen ihn mit Recht als mutig bezeichnen.

Wir haben also bei einer Muthandlung zu unterscheiden: ein Ziel, das einen außergewöhnlichen Kräfteaufwand erfordert und nicht nur bloße Anstrengung, Überwindung von Unbequemlichkeit, ein Ziel, dessen Erreichung nur mit einer Gefährdung des Ich möglich ist, mit einer Gefährdung, die dem Handelnden durchaus bewußt ist. Welcher Art diese Gefährdung ist, ob körperlich oder geistig, ist gleich, notwendig aber ist, daß sie das Ich irgendwie ernsthaft bedroht.

Das obige Beispiel ist noch in anderer Hinsicht aufschlußreich. Betrachten wir den mit Recht als mutig bezeichneten Sieger, so sehen wir meist gerötete Wangen, blanke Augen, ein strahlendes Gesicht, einen aufgerichteten Körper, eine freie, angriffsbereite Haltung, kurz, einen Jungen, dem die Freude über den Sieg aus seiner ganzen Erscheinung leuchtet. Sowohl mit der Ausführung der Muthandlung als auch mit ihrer siegreichen Vollendung sind in hohem Maße Gefühle körperlicher und geistiger Art verbunden. Die Muthandlung ist weithin eine Affekthandlung sehr zusammengesehter Art.

In dem Bewußtsein, eine echte Gefahr gemeistert zu haben, klingen Freude, Stolz, Geltungsbewußtsein zusammen, ebenso das Wissen um die Kraft, stärker als Hindernisse zu sein. Eine echte Muthandlung führt den Sieger an das Bewußtsein seiner Geltung und Bedeutung als Persönlichkeit heran. Leicht erwächst aus einem mehrfachen Erlebnis des eigenen Mutes eine Wertschätzung des Mutes an sich, eine Tendenz, den in der Handlung bewiesenen Mut um seiner persönlichkeitsbewusstmachenden Wirkung zu lieben und zu üben. Mit Recht wird daher der Mut als ein wesentlicher Zug dessen bezeichnet, was wir Persönlichkeit nennen. Je stärker diese Empfänglichkeit für den persönlichkeitssteigernden Wert des Mutes in einem Menschen angelegt ist, um so mehr können wir von dem Mut als Charakteranlage reden.

Nehmen wir weiter in unserem Beispiele an, daß der Unter-



An der Nordsee.

Holzschnitt von Pfaehler von Diebegraben.

legene die Gefährdung seines Ich durch einen Wassergraben bereits aus Erfahrung kenne. In welchem Bewußtsein tritt er nun zum Sprung über den Graben an? Sehr wahrscheinlich wirkt die frühere Erfahrung in seiner Erinnerung hemmend nach, verursacht schon vom Start an Unlustgefühle, die im entscheidenden Augenblicke des Wagens sich stärker erweisen als sein Wille zum Sieg, der doch in seinem Auftreten zum Wettlauf ausgedrückt ist. Wir haben zunächst ein Recht, ihn ängstlich zu nennen, werden aber diese Bezeichnung nicht als ein Werturteil gelten lassen, denn er hat einen Grund, ängstlich zu sein. Fängt er bei nächster Gelegenheit an, trotz der Kenntnis der Gefahr die Überquerung des Grabens zu versuchen — ob mit oder ohne Erfolg, ist gleichgültig —, so werden wir ihn als mutig bezeichnen, sieht er dauernd davon ab, als feige.

Noch eine andere Erklärung für das Verhalten des Unterlegenen ist möglich. Es ist denkbar, daß er, auch ohne je den Sturz in einen Wassergraben erlebt zu haben, vor dem Hindernis stutzt und nie mehr den Versuch unternimmt, es zu bewältigen. Graben sind ihm von jetzt an ein Gegenstand der Furcht. Bei einem solchen Menschen wirkt die jedem angeborene Furcht vor dem Unbekannten stärker nach als der ebenso angeborene Trieb zur Selbstbehauptung und Selbststeigerung durch den Kampf. Zeigt sich diese Furcht vor der Gefährdung des eigenen Ich in vielen ähnlichen Sachlagen und ist dieses Verhalten verbunden mit einem sich überall äussernden Bestreben, allen Gefährdungen, ja schon Unbequemlichkeiten, Mühen und Anstrengungen aus dem Wege zu gehen, so sprechen wir von der Feigheit als Anlage, die sich zu einem Wesenszuge des Charakters und damit der Persönlichkeit entwickeln kann und seiner ganzen Lebenshaltung und -gestaltung einen markanten Zug aufprägt.

Wie wirkt eine mehrfach erfüllte Muthandlung formal auf den Menschen, der sie ausführt? Bei den ersten Versuchen, eine gefährvolle Leistung zu vollbringen, ist manche innere Hemmung zu überwinden, manches stärkere oder schwächere Widerstreben. Nach mehrmals erfüllter Muthandlung schwinden diese Widerstände immer mehr und sind schließlich gar nicht mehr da. Innerlich frei geht man an die gewünschte Leistung heran und kann so seine ganze Aufmerksamkeit auf ihr Gelingen lenken. Mit anderen Worten: Ist man der Leistung sicher, so braucht man keinen Mut mehr zu ihrem Gelingen. Man könnte daraufhin den Satz prägen: „Zum Mute erziehen heißt, die Erziehung so weit treiben, daß kein Mut zum Handeln mehr aufgebracht zu werden braucht.“

Noch ein anderes muß betont werden: Entscheidend dafür, ob eine Handlung als mutig bezeichnet werden kann, ist der Umstand, daß ihre Ausführung den Handelnden gefährdet. Ihre Ausführung muß also Furcht einflößen. Furcht ist hier das peinliche Gefühl der Angst vor einem Eingriff in den Bestand des Ich. Nur wer Furcht hat, kennt den echten Mut. Wenn diese seelische Spannung aus Furcht und Angst durch den Willen zur Handlungsbereitschaft und zur Tat ausgelöst wird, reden wir mit Recht von Mut. Wer diese Spannung aus Angst und Furcht nicht empfindet, wem nicht die Willensanstrengung zu ihrer Überwindung bewußt wird, der hat keinen Mut. Er begeht eine Handlung aus guter Erkenntnis ihres Verlaufs und im sicheren Bewußtsein der zweckmäßigen Überwindung ihrer Gefährdungsmöglichkeit. Was wir erfahrungsmäßig leisten können, nötigt uns keinen Mut mehr ab. Dagegen sind wir dem völlig Unbekannten gegenüber unsicher, ob unsere Kräfte reichen. Erst wenn wir dieses Risiko jeder unbekanntem, von uns als gefährdend empfundenen Sachlage gegenüber auf uns nehmen, können wir von dem Mute

schlechthin als einer Charaktereigenschaft, als einer Grundhaltung unseres Ich sprechen.

Das Leben verlangt den mutigen Einsatz des Körpers im allgemeinen nur in Ausnahmefällen, zum Beispiel im Kriege und bei Unglücken, aber es verlangt den Mut in unzähligen anderen Lagen als geistige Grundhaltung da, wo irgendeine Gefährdung des Ich im weitesten Sinne auftritt. Es verlangt den Mut bei den Ausübern gefährlicher Berufe, bei Bergleuten, Eisenarbeitern, Seefahrern, kurz, bei allen, denen die Gegenstände ihrer Arbeit körperlich schwer zu überwindende, unberechenbare Widerstände gefährlicher Art entgegensetzen. Ihre Bemeisterung verlangt neben der körperlichen Kraft und der verstandesmäßigen Beherrschung und Überschau der Sachlage vor allem den Mut als Charakteranlage. Fehlt er als Anlage des Charakters, so gehören die Menschen nicht in diese Berufe, denn sie werden leicht am entscheidenden Punkte der Gefahr versagen. Sie sind der berufseigenen Anforderung, etwas unter Gefährdung des Ich zu wagen, nicht gewachsen. Das ist ein wichtiger Gesichtspunkt der Auswahl zu diesen Berufen. Der große charakterbildende Wert gefährlicher Berufe liegt darin, daß der Mut in ihrer Ausübung ein selbstverständlicher Einschlag des Verhaltens wird und durch seine häufige Übung Charakterzug werden kann.

Das Leben verlangt den Mut aber auch da, wo nicht eine körperliche Seite, sondern die vielen anderen Seiten der Persönlichkeit in Gefahr stehen, geschädigt oder vernichtet zu werden. Es gehört Mut dazu, um sein gutes Recht zu kämpfen aus innerer Notwendigkeit heraus. Erinnerung sei an Michael Kohlhaas bei Heinrich von Kleist. Mut ist Charakterzug eines Menschen, der sich von niemandem beleidigen läßt. Mut ist Wesenszug eines Menschen, den äußerliche Dinge, wirtschaftliche Nöte, Armseligkeit der Menschen und ihrer Verhaltensweisen nur äußerlich erschüttern. Mut als Charakterzug setzt diesen Dingen ein trotziges „Dennoch“ entgegen. Mut ist die geistige Haltung eines Menschen, der nirgendwo seine berechnete Geltung antasten läßt, dem der Beifall der Menge nichts, die eigene sittliche Überzeugung alles ist. Einem solchen Menschen ist vor allem das im Kampfe Erungene wertvoll. Sind es wirtschaftliche Güter, so haben sie ihren Wert für ihn weniger als Dinge an sich, sondern um der Steigerung des Selbstbewußtseins willen, das ihr Schaffen mit sich bringt. Mut als Charakter ist die geistige Haltung des Menschen, dem im Lessingschen Sinne das Streben nach der Wahrheit wertvoller ist als ihr selbstgenügsamer Besitz. Mut ist die geistige Triebkraft des Forschers, des Entdeckers, des Pioniers auf geistigem, kulturellem und wirtschaftlichem Gebiete. Solche Menschen beugen sich äußerlich aus höherer Notwendigkeit vor den stärkeren Verhältnissen, aber sie brennen auf die Gelegenheit, die Antastung ihres Ich in Ordnung zu bringen. Als Wirtschaftsmenschen wagen sie vieles, setzen manchmal alles auf eine Karte. Als Entdecker in geistiger oder materieller Hinsicht sind sie kühn in ihren Setzungen und zur Erreichung ihrer Ziele aller persönlicher Opfer fähig. Ich erinnere an Nansen, an Amundsen, an Wegener, an die Märtyrer der Wissenschaft. Gemeinsam ist ihnen der Charakterzug, eine Sache unbeirrt um alle Schwierigkeiten bis in die letzten Folgen zu tun.

Hängt nun der Mut als Charakterzug mit dem körperlichen Mute zusammen? Erwächst der körperliche Mut aus ihm? Die Frage beantwortet uns Soldaten des Weltkrieges unsere Erfahrung klar und eindeutig. Der Soldat des vordersten Grabens, der ewig zuverlässige war der Mann, der auch in der Kompanie Charakter bewies, der Mensch mit Ehrgefühl, mit Verantwortungsbewußtsein, mit äußerer und innerer Sauberkeit, mit Haltung in jeder Hinsicht, der Schweigende, der Schlichte, der Bescheidene, der Kamerad im echten Sinne des

Wortes. In dieser Tatsache, die nicht zu bestreiten ist, liegen die Fingerzeige für unsere Erziehungsaufgabe an denjenigen Menschen, welche die Zukunft des deutschen Volkes zu gestalten haben. Der Mut, der von ihnen vielleicht einmal die Hingabe des Lebens fordern wird um des Lebens der Gesamtheit willen, strömt als Teilauswirkung aus einer charakterlichen Gesamthaltung, in der „Mutigsein in allen Lagen“ einen wesentlichen Zug bildet.

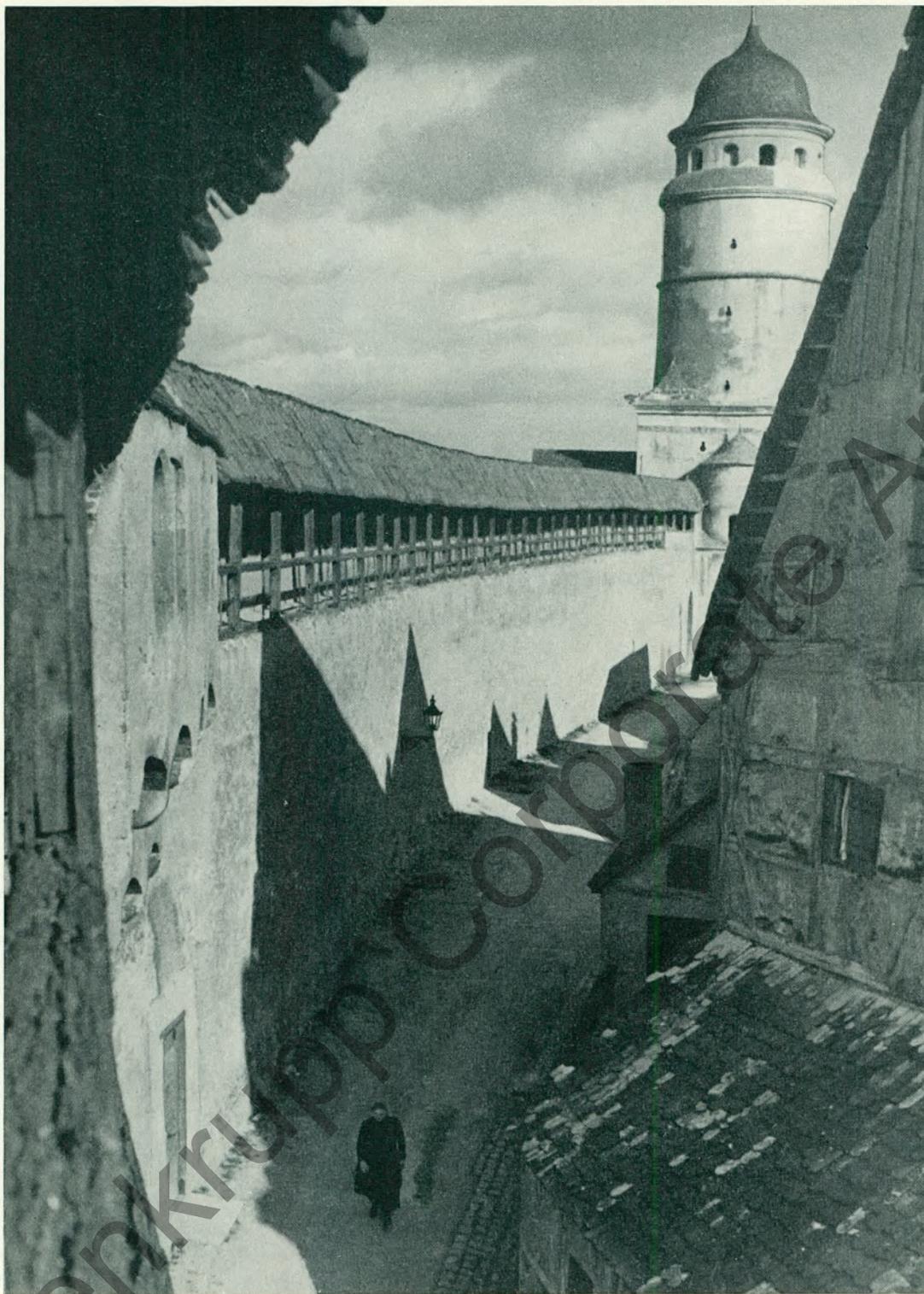
Aus dem bisher Gesagten ergeben sich die Lehren für eine Pädagogik des Mutes. Ist der Mut Wesenszug einer wertvollen Persönlichkeit, so wird alles, was echte Persönlichkeit fördert, mit dem Mute in innerer Beziehung stehen. Persönlichkeit ist hier im Sinne des sittlichen Charakters gemeint. Ist die Muthandlung eine Leistung besonderer Art, so ist jede echte Leistung ein Weg zum Mut als Charakterzug. Daraus ergibt sich für jeden, der Menschen irgendwie zu formen hat:

Gib dem jungen Menschen Gelegenheit zu Leistungen, zu denen er Arbeit, Mühe, Überwindung der natürlichen Trägheit aufwenden muß, und wecke in ihm das Bewußtsein, etwas geleistet zu haben, durch ein Wort der Anerkennung vor allem für das, was von ihm Überwindung innerer Widerstände, wie Furcht, Scham, Eigensinn, Eitelkeit, Trotz, verlangte!

Lasse diesen jungen Menschen seiner Leistung als einem von ihm geschaffenen Werke gegenüberstehen und seiner als von ihm geschaffen bewußt werden! In dieser Hinsicht ist auch die kleinste Leistung, sei es nun ein gutes Arbeitsergebnis oder eine anständige Haltung, wertvoll. Dem vollendeten Werk steht er dann in einem Wertbewußtsein gegenüber, in dem ihm sein Können klar wird.

Lasse dem Jugendlichen jede Aufgabe zu einer Sache werden, für die er einzustehen hat! Damit wächst in ihm das Pflichtbewußtsein und, was von hoher Wichtigkeit ist, das Bewußtsein der Verantwortung. Zeige ihm den Wert seines Werkes für ihn selbst als die Möglichkeit seiner schaffenden Kraft, zeige ihm auch die Bedeutung seines Tuns für andere, sei es als unmittelbarer Wert oder als Beispiel! Mache ihn darauf aufmerksam, wie am Tun seine eigenen Kräfte wachsen, wie ein früher schweres Werk durch Tun leichter wird, wie er etwa durch Mutübungen beim Turnen seinen Körper immer mehr in die Hand bekommt. Lasse ihn bei besonderen Leistungen die Freude des Gelingens nachdrücklich auskosten! Vor allem habe Achtung vor der werdenden Persönlichkeit eines ringenden Jugendlichen und taste ihn nicht an durch Worte oder durch ein Verhalten, das als Beleidigung wirkt! In der Anerkennung einer echten Leistung liegt die erste Weckung des Sinnes für die persönliche Ehre. Es gilt, dieses Ehrbewußtsein zu wecken und zu pflegen, ein Ehrbewußtsein, das unterscheiden lernt zwischen Zufälligkeiten, die die zu überwindende Empfindlichkeit treffen, und absichtlichen Kränkungen, gegen die er sich wehren soll. Auf dem Wege über Leistungs-, Geltungs-, Verantwortungs- und Ehrbewußtsein wird er die Ansätze zu einer echten Persönlichkeit in sich entwickeln und den Mut als Grundhaltung entfalten lernen, weil ja alle Leistung von dem Jugendlichen Mut, wenn auch im weiteren Sinne des Wortes, verlangt.

Für uns selbst aber gilt als absolute Voraussetzung: Wir können nur das in jungen Menschen entfalten, was wir in uns selbst haben und ihnen vorleben. Es gilt also, unseren Jungen als Persönlichkeit gegenüberzustehen, uns nicht von dem Narsischgehalt unserer Berufsaufgabe erschlagen zu lassen, sondern sie auch unter dem Gesichtspunkt ihrer charakterbildenden Wirkung auf Jugendliche zu sehen. Wenige sind Erzieher aus innerer Notwendigkeit, aber es ist uns anheimgegeben, es zu werden auf dem Wege der Selbsterziehung zum Erzieher. Nur ein solcher, nicht aber ein „Abrichter“, formt aus Jugendlichen mutvolle Persönlichkeiten.



Wehrgang in Nördlingen.

Lichtbild: Dr. Paul Wolff.

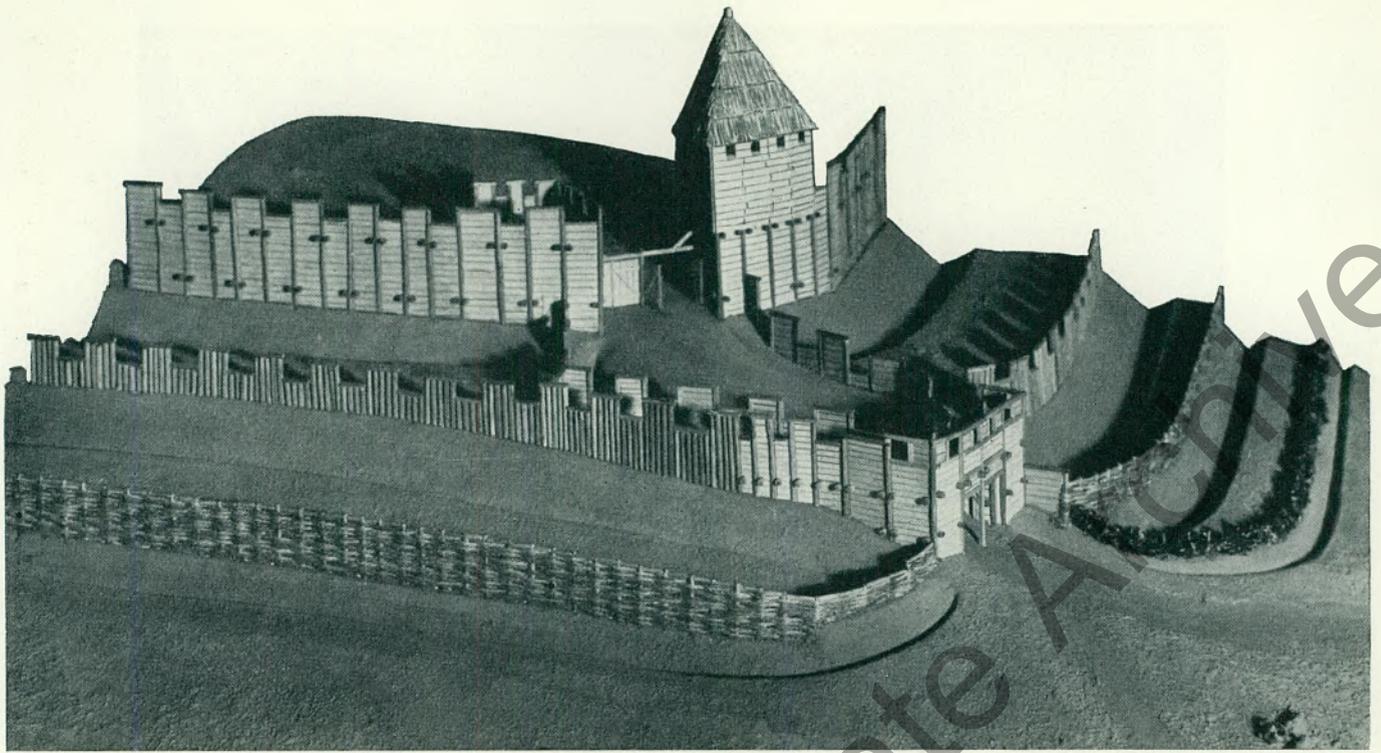
## Das wehrhafte deutsche Dorf.

Eine kulturhistorische Studie von Professor Dr. Michael Birkenbihl.

Von den ältesten Zeiten an bis in die Tage des Weltkrieges flohen in Deutschland die Bewohner des flachen Landes beim Herannahen feindlicher Heerscharen in die Wälder und Sümpfe. Die Mönchschroniken des Mittelalters berichten es ebenso wie die Zeugen unseres Zeitalters. Im Dreißigjährigen Krieg verbargen sich die Bauern von Neusig (Unterfranz-

fen) sieben Wochen lang hungernd im Bramberger Walde. Auch Höhlen, wie die Heidenlöcher bei Überlingen, die Scheffel im „Eckehard“ verwendet hat, waren beliebte Zufluchtsorte.

Von der vorgeschichtlichen Zeit an finden wir aber in Deutschland auch schon einen starken Wehrwillen, der in



Modell der Erdenburg bei Bensberg  
aus der E.C.-Grabung 1935 (Nachbildung: Architekt Echleif).

Lichtbild: Schertl.

Schutz- und Wehrbauten dem Feinde tapferen Widerstand leisten wollte. Die ältesten monumentalen Zeugen der Wehrkraft unseres Volkes sind die Ringwälle. Zur Anlage dieser Wehrbauten mußten vor allem die Bergesgipfel und Hügel einladen. In ihnen hatte die Natur bereits der künstlichen Befestigung vorgearbeitet. Oftmals hat man diese Volksburgen auch so angelegt, daß sie wichtige Straßenzüge beherrschten. In Nassau, das besonders reich an Ringwällen ist, gehören hierher die Alteburg bei Niederems, der Almerskopf und die Burg bei Rittershausen. Bei allen europäisch-indogermanischen Völkern finden sich Ringwälle. In Zeiten der Gefahr brachten die Bewohner des nächsten Dorfes sich, ihre bewegliche Habe, vor allem das Vieh, dort in Sicherheit.

Die Ringwälle reichen bis in die Hallstattzeit (1000 bis 500 v. Chr.), der Rauhe Kulin (Oberpfalz) vielleicht sogar bis in die Steinzeit zurück. In geschichtlicher Zeit wurden Ringwälle von den Kelten errichtet. Zeugen dafür sind die Alteburg bei Trappstadt, die Schwedenschanze auf dem Judenhügel bei Kleinbardorf, die Steinsburg auf dem kleinen Gleichberge bei Römhild, der Ringwall bei Miltenberg und andere. Je fruchtbarer ein Territorium war, um so dichter standen darin die Ringwälle. Von den Kelten übernahmen die Germanen diese Wehrbauten. Aber sie errichteten, oft in langer, mühseliger Arbeit, auch selbst solche Befestigungen. Der Dünsberg bei Gießen, der Heunstein bei Dillenburg und der Almerskopf entstanden in den Kämpfen der Katten gegen die Römer. Holzunterlagen aus Eichen- und Eschenstämmen, regelrechte Pfahlroste und Anker, geben den Ringwällen festen Halt. Dem Werkstoff nach unterscheiden wir Erdwälle, Steinwälle und Schlackenwälle. Manche dieser Fliehburgen haben noch Vorwälle, wie die bei Freesdorf (Kreis Luckau), Doppelwälle oder dreifache Umwallung. Die jüngsten Ringwälle wurden vom sechsten bis elften Jahrhundert in Deutschland von den Slawen errichtet. Im Mittelalter hat man auf Ringwällen oft Burgen, Kirchen, Kapellen und Klöster angelegt; dadurch gingen sie allmählich in Dörfer und Städte über.

Ein großer Teil der Ringwälle diente zunächst dem Kultus. In ihnen befanden sich heidnische Heiligtümer. Auch die

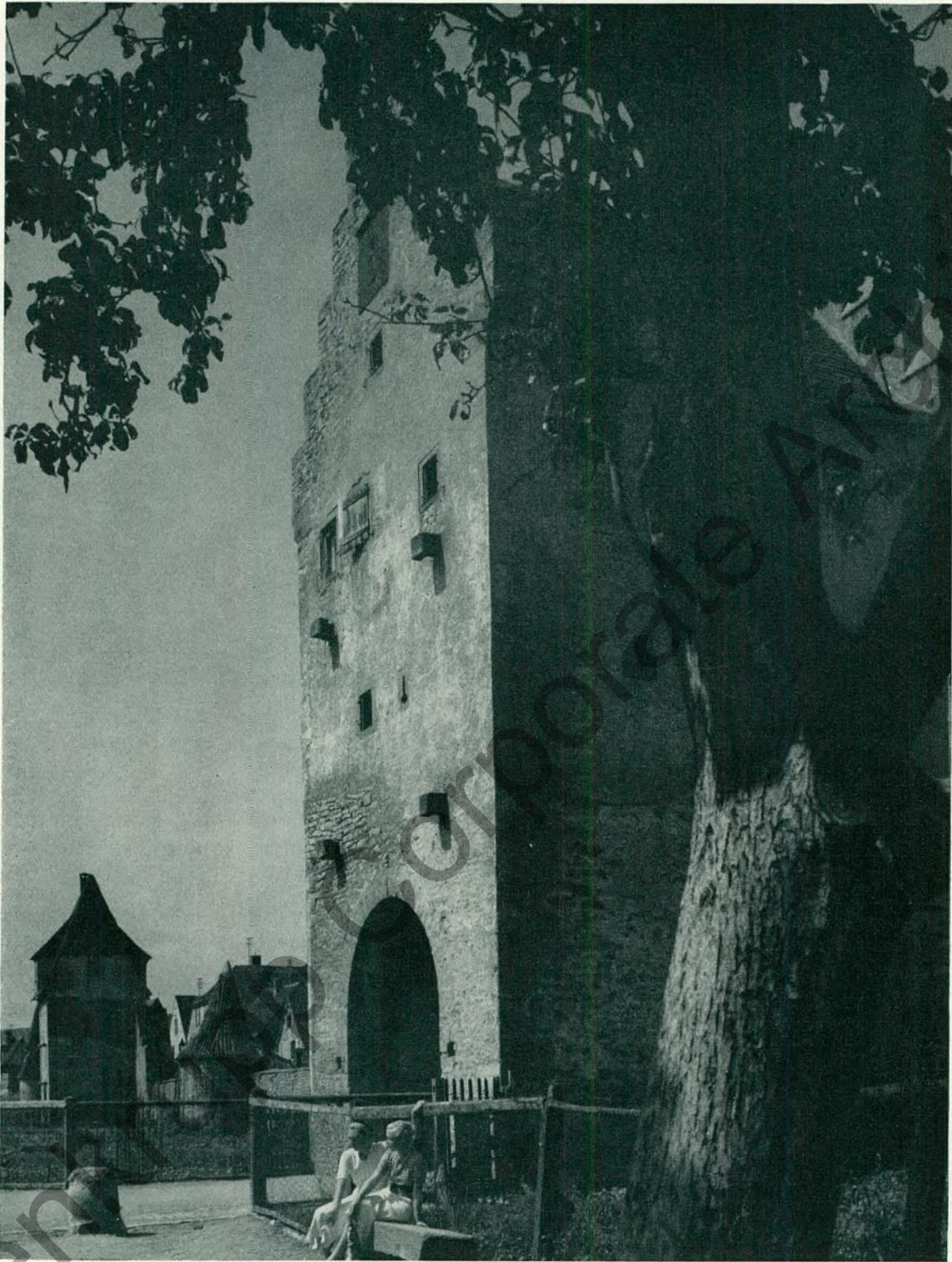
Jrminsäule stand in einem Ringwall des Leutoburger Waldes. Auf Rügen befanden sich im Tempel von Arkona in der Hut der Priester die Feldzeichen der Germanen und der Tempelschatz. Reste vom Opferbrand und andere Funde beweisen den Kultzweck dieser Bauten. Im Volke heißen sie „Heiden-, Hussiten-, Tartaren-, Schweden- oder Franzosenschanzen“, in Mecklenburg „Bauernburgen“. Diese Namen, aus alter dunkler Tradition fortgeerbt, bezeugen den fortifikatorischen Charakter der Ringwälle; viele sind zweifellos nur zu militärischen Zwecken errichtet worden. Man fand in ihnen Lanzen- und Pfeilspitzen, Sporen, Hufeisen, Hussitenpfeile usw. Kriegerische Bedeutung haben die Ringwälle vor allem in der Bekehrungszeit. Damals (704) soll auch der vielumkämpfte Marienberg bei Würzburg eine Fliehburg mit Erdwall und Graben gewesen sein.

Obwohl die Kämpfe um die Ringwälle hauptsächlich in Zeiten stattfanden, in denen in Deutschland noch nicht oder sehr wenig geschrieben wurde, haben sich doch einzelne Erwähnungen in Chroniken erhalten. Widukind von Korvei berichtet in seiner Sächsegeschichte, daß der Wall bei Lenzen (Kreis Westprienitz) in der Schlacht vom 4. September 829 eine wesentliche Rolle spielte. Saxo Grammaticus, der Geschichtsschreiber der Dänen, erzählt, daß die Tempelburgen von Garz und Arkona 1168 von den Dänen unter Waldemar und Bischof Absalon erobert wurden. In späteren Kriegszeiten hat man die Ringwälle noch durch Gräben und Brustwehren stärker befestigt. Der Ringwall von Drilla wurde noch im Siebenjährigen Kriege benutzt.

Schon der Mensch der Zwischensteinzeit hat sicherlich seine Wohnstätte mit einem Wall von Gestrüpp und Strauchwerk gegen Räuber und wilde Tiere bewehrt. Nach Tacitus gab es in Germanien keine mit Ringmauern umschlossene Siedlungen. Einzelne Gewaltthaber, wie Marbod, hatten aber doch ihre Gehöfte befestigt. Cäsar berichtet, daß die Britannier mit Wall und Graben befestigte Ortschaften (oppida) hatten. Auch unsere Vorfahren werden solche errichtet haben. Auf der Markusäule in Rom sehen wir Schutzwehren der Markomannen und Quaden. Sie bestehen aus Flechtwerk, das mit

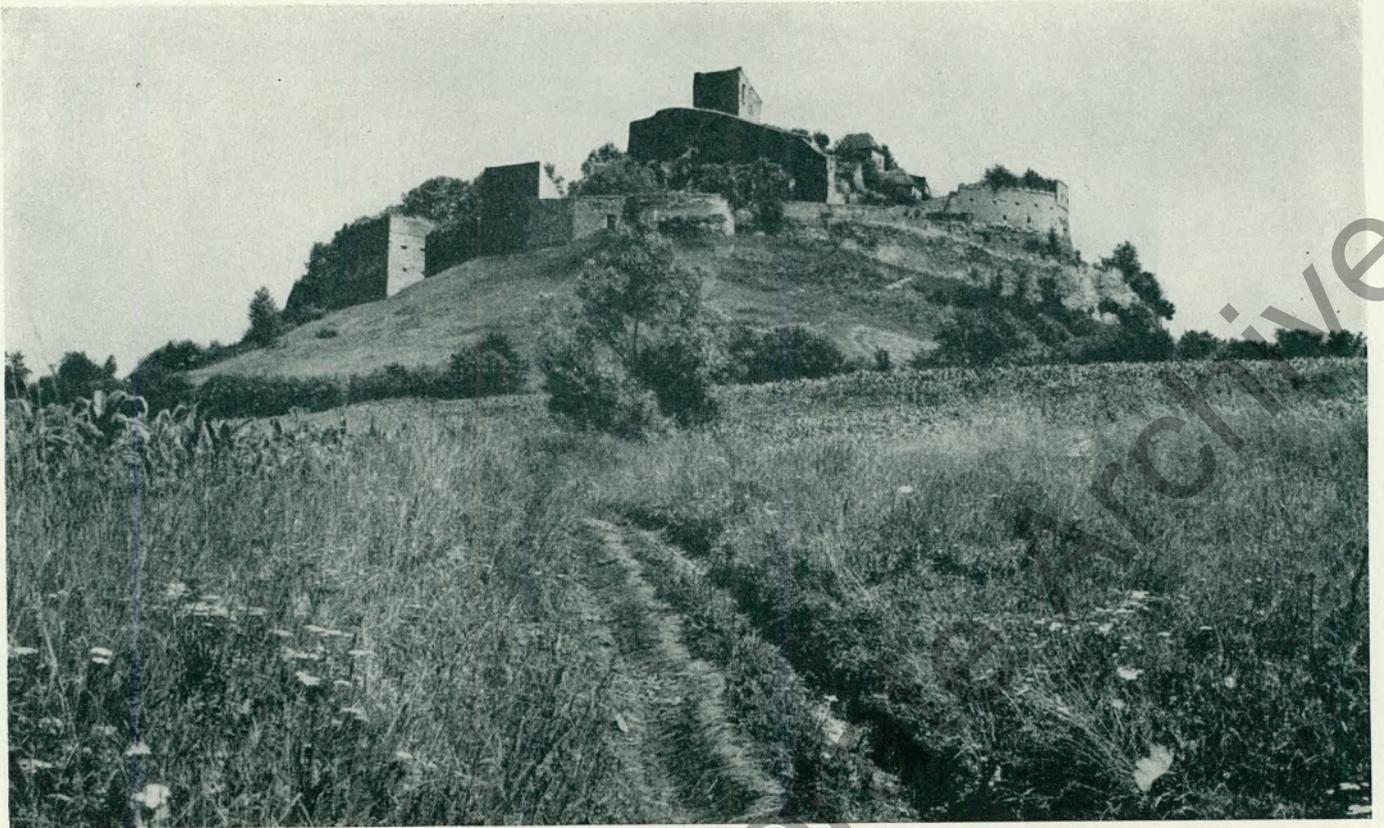
Das  
Mainfort  
in  
Sulzfeld.

Lichtbild:  
Dr. P. Wolff.



gedrehten Säulen kreuzweise verschnürt ist. Auch der Einzelhof war sicher in manchen Gegenden wie in Westfalen lange umfriedet. Die militärische Befestigung eines Dorfes hing zunächst von seinem Lageplan ab. Der Niederdeutsche will in möglichst großem Abstand von seinem Nachbarn wohnen, die dem Walde mühsam abgerungene Scholle frei bewirtschaften. Sein Dorf ist deshalb weit auseinandergezogen. Solche Dörfer sind natürlich schwer mit einer geschlossenen Schutzanlage zu versehen. Viele Siedlungen, namentlich in Süddeutschland, hatten als Grenze und Schutz einen Zaun. Er hieß Zaun, Ecker oder Hag (althochdeutsch zun, etar, englisch town). Ortsnamen wie Wendhagen, Stadthagen, Grubenhagen, Holzhausen, Wulffshagen erinnern noch daran.

Selbst heute, wo solche Dorfzäune längst verschwunden sind, lebt die Erinnerung an sie noch im Bauernvolke fort. Palisaden und Verhaue, die mit Gräben und Wällen verstärkt sind, lassen sich frühzeitig am deutschen Dorfe nachweisen. Befestigte Dörfer im deutschen Norden waren wohl jene Castra, welche mecklenburgische und pommerische Urkunden des zehnten und elften Jahrhunderts erwähnen. 1160 wurde in Mecklenburg das Dorf Jlow zerstört und 1162 nach Sazo Grammatikus mit Wall und Graben umgeben. Auch die Städte, die Heinrich I. gegen die Ungarn baute, waren nichts anderes als befestigte Dörfer. In Süddeutschland wurden die ersten Beringe von Dörfern durch die Römer geschaffen.



Kirchenburg des Dorfes Nejs in Siebenbürgen.

Lichtbild: Kurt Hielscher.

Der Wunsch, dem Dorfe Sicherheit zu geben, hat die Rundlinge oder Runddörfer hervorgerufen. Sie finden sich von Mecklenburg bis Böhmen. Bei ihnen sind die Häuser mit der Giebelseite kreisförmig um einen runden oder ovalen Platz, den Ring, gelagert, der auch die Viehränke und Gerichtsstätte enthält. Ein befestigter Rundling war das Dorf auf dem Baalshebbel bei Starzeddel (Kreis Guben). Die Form dieser Dörfer hat sich an die alten Ringwälle angelehnt; sie besaß wohl ursprünglich auch Wehranlagen. Da sie sich hauptsächlich auf ehemals slawischem Boden findet, hat man sie lange für eine slawische Einrichtung gehalten. Die neueste Forschung erklärt diese Annahme als Irrtum.

Die Siedlung mit Mauern zu umgeben war ein ausschließliches Vorrecht der Städte. Aber die kraftvoll vorwärtstrebende tapferere Landbevölkerung Mainfrankens hielt sich unter geistlichen Herrschern nicht daran, und so sehen wir noch heute nirgends so viele mit altem Mauer- und Turmschmuck ausgestattete Dörfer wie am Mittelmain von Marktbreit bis Karlstadt. Übrigens besaßen sieben Maindörfer das Privileg der Ummauerung. Bei anderen war neben dem Wunsch nach Sicherheit das Verlangen, stadähnlich zu erscheinen, ausschlaggebend. Wenn man bedenkt, daß diese Dörfer oft nur ein paar hundert Einwohner zählten, dann versteht man, weshalb starker Wehrwille und Gemeinschaftsgedanke nötig war, um solche Befestigungen mühsam zu erbauen. Aus manchem der wehrhaften Dörfer Unterfrankens sind zwar später Städte geworden, aber die Urkunden bezeugen, daß sie die Ummauerung lange vor Erlangung des Stadtrechts vornahmen. Münnertstadt baute seinen Bering um 1250, Hammelburg 1242, Lohr um 1272, Königshofen 1315, Brückenau 1260; alle aber erhalten erst unter Kaiser Ludwig dem Bayern das Stadtrecht. Manche Beringung, wie die des vielbewunderten Maindorfes Sulzfeld mit seinen zwanzig malerischen Türmen, ging auch auf den Willen des Grundherrn zurück.

Wo städtischer Mauerbeschuß dem Dorfe fehlte, schuf man sich in Kirche und Friedhof burgenähnliche Verteidigungs-

werke. In den Dörfern mit Kirchenburgen ist die Kirche meistens das einzige Gebäude aus Stein. Sie allein kann deshalb der Dorfgemeinde sicheren Schutz gewähren.

Steinkirchen errichtete man in Deutschland im allgemeinen erst seit dem Jahre 1000. Sobald der Wächter vom Turm „Feindio“ übers Dorf rief und die Sturmzeichen der Glocken ertönten, verließ man rasch seine Hofstätte und eilte mit Weib und Kind und Vieh in die Kirche und den Friedhof. In dem mauerumgürteten Dorfe aber rasselten die Zugbrücken in die Höhe, die Fallgatter an den Toren sausten herab, und die Wachen nahmen ihre Plätze ein. Aus einer Urkunde des Dorfes Sulzfeld von 1517 ersehen wir auch, wie viele Streiter, meist zwei bis vier Mann und zwei Doppelhakenbüchsen, die Türme zu verteidigen hatten. Als der wilde Markgraf Achilles von Brandenburg-Kulmbach am 12. Dezember 1461 dem tapferen Dorfe einen unerwünschten Besuch abstattete, schickten die waffenkundigen Bauern seinen Haufen mit blutigen Köpfen heim. Um der Kirche Festungseigenschaft zu geben, erbaut man sie schon auf der höchstgelegenen Stelle des Dorfes; nimmt diese das Herrenhaus ein, dann erhält sie den zweithöchsten Platz. Das mächtigste Bollwerk des Dorfes ist der Kirchturm; er ist sein Bergfried, wie dieser in der Burg die letzte und sicherste Zufluchtsstätte. Oft stand er für sich allein und wurde erst später mit dem Langhaus vereinigt. „Die Kirchtürme waren ganz wie Festungstürme eingerichtet, hatten ungeheuer dicke Mauern und darin statt Fensteröffnungen nur schmale Schlitze wie Schießscharten“ (Reinfried). Manche Kirchtürme hatten so bedeutenden Umfang, daß man den ganzen Raum des Langhauses in ihnen unterbringen konnte. Um ihren Wehrcharakter zu verstärken, gibt man ihnen bis zur halben Höhe ungewöhnlich starke Mauern und läßt sie ohne Portal. Erst hoch über dem Erdboden haben sie eine kleine Maueröffnung zum Durchschlüpfen, die Leiter, auf der man zu ihr gelangt, wurde ins Innere nachgezogen. Vielfach wird der Turm an der Stelle erbaut, an der er den Verteidigern des Friedhofes ein kraftvoller Helfer werden kann. Beson-



Tortürme in Sulzfeld.

Lichtbild: Dr. P. Wolff.

ders reich an Kirchenburgen war das wehrhafte Unterfranken; dort lassen sie sich noch heute in Eibelstadt, Randersacker, Mittelfreit, Sommerhausen, Niedermirsberg, Saal, Trappstadt, Teilsheim, Heidingsfeld, Kleinochsenfurt, Lohr usw. nachweisen. In Nassau waren die Gotteshäuser von Dietkirchen, Münstermaifeld und Oberbreisig starke kirchliche Panzerwerke und Ausfallstore. Die Kirchenfestung St. Johannes in Niederlahnstein bestrich mit den Geschützen ihrer Schallöffnungen noch in den Revolutionskriegen das linke Rheinufer. In der Oberlausitz ist die zinnenumragte Burgkirche von Horka noch heute wehrhaft.

IV/37

Am Ruheplatz der Toten, da pflegt es still zu sein,  
Man hört nur leises Beten bei Kreuz und Leichenstein.  
Zu Döfingen war's anders; dort scholl den ganzen Tag  
Der feste Kirchhof wider von Kampfruf, Stoß und Schlag.

Die Städter sind gekommen, der Bauer hat sein Gut  
Zum festen Ort geflüchtet und hält's in tapftrer Hut.  
Mit Spieß und Karst und Sense treibt er den Angriff ab,  
Wer tot zu Boden sinket, hat hier nicht weit ins Grab.

Mit wenigen festen Strichen zeichnet hier Umland die Stellung  
des Dorffriedhofs in der deutschen Heeresgeschichte.

169



Wasserburg Nassunger am Main,  
ein kreisrunder Bau, in dem Vieh und Getreide bei feindlichen Überfällen untergebracht wurden.

Scheel Bilderdiensft.

Vom Mittelalter bis zu den Kriegen von 1866, 1870 und 1914 bis 1918 wurde um ihn heldenmütig gekämpft. Hans Sachs hat solche Ereignisse mit eigenen Augen beobachtet. Darum singt er:

Sobald des Feinds ansichtig man,  
So wollten Sturm sie läuten.  
Dann sollt' zulaufen jedermann  
Mit Hauen, Gabeln, Keuten  
Zum Kirchhof hin mit seiner Wehr.

Noch 1683 schreibt ein badischer Oberamtmann in einem Bericht, daß die Kirchhofmauer immer „in ohngemainer Höhe“ mit Wacht- und Schilderhäusern versehen war und die Untertanen in Kriegszeiten mit ihrer Habe dorthin flüchteten. Am besten haben sich die Friedhofsbefestigungen in Unterfranken erhalten, und hier ist es das Dorf Oberstreu in der Vorrhön, das uns besonders lehrreiche Aufschlüsse gibt.

Noch heute geben die Friedhofsbefestigungen von Nordheim (Rhön), Randersacker, Gochsheim und Heustreu ihren Ortsschaften malerische Reize. Daß in die Sicherheit des Friedhofs nicht nur die Dorfgemeinde, sondern auch ihr Grundherr aufzunehmen war, erfahren wir aus den unterfränkischen Weisstümern von Martinsheim, Gnodtstadt (1351) und Oberurbreit (1444). Die Gemeinden verpflichteten sich, ihre Herrschaft so lange im Kirchhof zu verwahren, bis deren Feinde abgeritten seien.

Wenn deutsche Bauern durch die Überbevölkerung gezwungen waren, weitab vom Vaterlande neuen Lebensraum zu suchen, nahmen sie auch das bewährte Brauchtum der Kirchenburg in die Fremde mit. Um 1150 folgten niederrheinische Bauern dem Ruf des Ungarnekönigs Geisar, seine Grenze gegen wilde Steppenvölker zu schützen. Donauabwärts wandernd, siedelten sie sich in Siebenbürgen an und schufen hier mit deutschem Fleiß ein blühendes Ackerland. Über hundertfünfzig Kirchenburgen haben sich dort erhalten. Sie gruppieren sich um die Städte Hermannstadt, Kronstadt, Schäßburg, die aus solchen

Dörfern hervorgegangen sind. Eine der schönsten ist die von Meschen bei Mediasch (1490 bis 1500). Die doppelte Ringmauer mit Schießscharten, Pechnasen, vier starken Wehrtürmen und zwei kleinen Türmchen gab hinreichenden Schuß. Mit dreifacher Ringmauer, Türmen, Bastionen, Wehrgang und mächtigem Turm war die Festungskirche von Heltau bei Hermannstadt bewehrt (dreizehntes Jahrhundert). Da Belagerungen oft lange dauerten, mußten hier wie in Franken Gaden eingebracht werden, welche die Habe, das Vieh und die Lebensmittel aufnahmen. Auch kräftige Dorfstore und Tortürme, wie sie noch heute so zahlreich in Franken grüßen, gaben dem Reihen- und Straßendorf eine gewisse Sicherheit.

Daß der deutsche Bauer mit der Waffe so vertraut blieb wie mit Pflug und Sense, dafür sorgten unruhige Zeiten und mehrpolitische Pflichten. Im Norden fielen Normannen, Dänen und Seeräuber ein, im Süden Avarn und Ungarn, im Osten Tschechen, Serben, Wenden und Polen, im Westen Franzosen. Immer wieder empörten sich Herzöge und ganze Stämme, Thronstreitigkeiten wurden zwischen Bischofskandidaten ebenso in blutiger Schlacht ausgetragen wie zwischen Königen. Dann fiel es wieder einem fremden Herrscher oder einem Territorialherrn ein, freie deutsche Bauern zu knechten und zu brandschätzen; oft genug kämpfte Dorf gegen Dorf in altem Nachbarhaß oder räuberischer Absicht. Was sein Heimatdorf an feindlichen Einfällen und blutigen Kämpfen mit benachbarten Kirchspielen durch dreihundert Jahre abzuwehren hatte, schildert Gustav Frenssen in seinem innigen Buche „Die Chronik von Barlete“. Anfangs 1500 versuchten die nordischen Fürsten zum drittenmal, Dithmarschen mit Heeresgewalt zu gewinnen. „Da haben alle großen Knaben und Jünglinge, Männer und Alte unseres Kirchspiels, die Waffen tragen konnten, nach Schwert und Speiß gegriffen und sind nach Meldorf gezogen. Aber an diesem bösen Donnerstag, als das Heer durch Windbergen zog, voran die berühmte schwarze Garde, dreitausend Nordbrenner aus



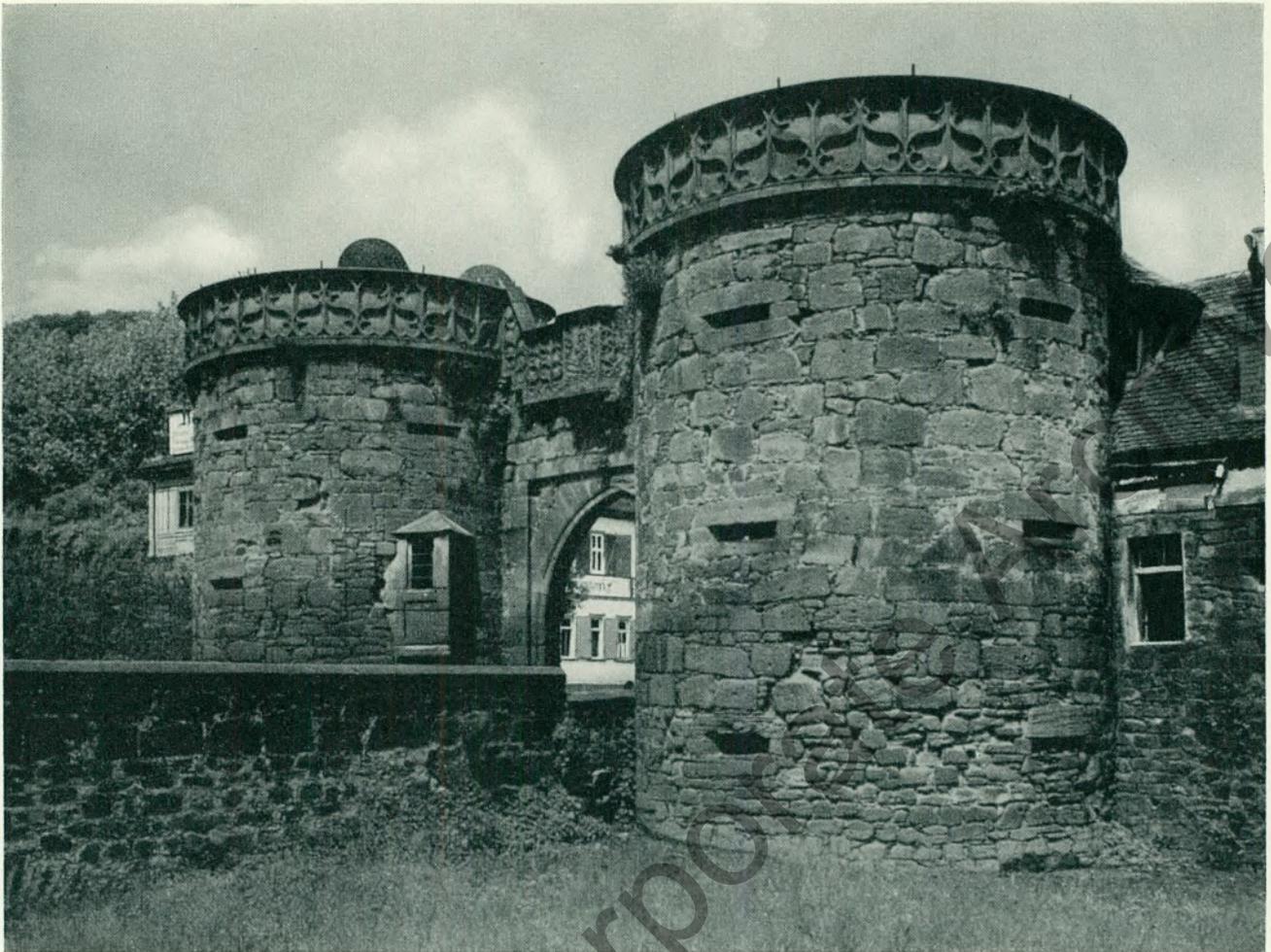
Lichtbild: Hans Reglaff.

Kirchenburg von Deutsch-Weißkirch in Siebenbürgen.

ganz Deutschland, sind gegen Abend und die ganze Nacht durch Haufen von Flüchtlingen, besonders Greise, Frauen und Kinder, zu uns gekommen. Unsere Kirche aber ist in diesen Tagen Tag und Nacht vollgestopft gewesen von Knienden, Betenden und Weinenden und voll von ihren Truhen, Säcken und Bündeln.“ Beim vierten Freiheitskampf des Dorfes gegen 15 000 rüstige Dänen und Schleswig-Holsteiner kämpften selbst die Frauen in Mannskleidern mit.

Schon in der karolingischen Zeit war der Kriegsdienst für den Bauern eine schwere Last. Er hielt ihn jahrelang von seinem Hofe fern. Die Franken Karls des Großen mußten,

wenn sie Heerbannpflicht taten, auf drei Monate nach Überschreitung der Mark (das heißt des Rheins im Osten und der Loire im Westen) sich mit Lebensmitteln, Waffen und Kleidung versehen. Wer nicht ausrückte, wurde sehr hart mit Geldstrafe, Pfändung, oder wenn er arm war, mit Fronen auf den Königsgütern bestraft und dadurch oftmals zugrunde gerichtet. Zog der Bauer aber Jahr für Jahr ins Feld, dann verfiel sein Landbau, stellte er für sich einen Mann, so versank er in Schulden. Karl sah deutlich, was das für die deutsche Wirtschaft bedeutete. Er verlangte deshalb in der Folgezeit nur noch die Vollfreien,



Jerusalemertor in Büdingen (Oberhessen).

Lichtbild: Kurt Hielscher.

die vier und mehr Hufen besaßen, von den übrigen wehrfähigen Freien nur den dritten oder vierten Mann. In Kriegen, die jahrelang diese Streiter von der Heimat fernhielten, wirkte sich das immer noch schwer genug aus. Bei einem Sterbefall zog der Grundherr in Westfalen und andernorts das Heeresgerät ein. Es war dies die „fahrende Habe“, die sich auf die feldmarschmäßige Ausrüstung des Mannes bezog. Neben Harnisch, Schwert und Speiß auch der Sack mit Nähzeug, der Kochkessel, der Geldgurt, das Pferd und anderes. Daß die Waffen der Hofstätte erhalten blieben und immer in gutem Zustand waren, daran hatten König und Grundherr ein starkes Interesse. 1338 bestimmte die Äbtissin von Essen, daß nach dem Tode jedes Einwohners sein bestes Pferd, sein Harnisch und seine sonstigen Waffen zum Schutze seines Landes den Erben bleiben müssen und von niemand als Pfand angegriffen werden dürfen. Die Kriegslasten richteten sich nach der Größe des Grundbesitzes. Wer in Salzschluf vier Hufen besaß, mußte vier Armbrüste stellen, wer vier Lehen hatte, vier Pauker, die Hintergüter Trabgeschirre. Auch die Heerwagen, Pferde, Fuhrleute und Knechte hatten die vollberechtigten Ortsnachbarn zu stellen. Das friesische Recht verlangte von jedem, der dreißig Pfund Wert an Erbe besaß, zur Landwehr Dienst zu Pferd, wer zwanzig Pfund hatte, mußte ein Schwert besitzen, wer zwölf Pfund besaß, Speer und Schild, wer noch weniger hatte, mußte mit Köcher und Bogen fechten. Nach dem Weistum von Bernmersheim in der Pfalz mußte die Gemeinde den Ärmsten die Waffen stellen. Die Reispflicht dauerte acht Tage, aber die Grundherren hielten sich nicht daran und ließen die Bauern im Heere dienen, solange sie wollten. Wie die Friesen, mußten auch die reicheren Bauern in Oldenburg und Rotenburg und die Hörigen im Stifte

Essen zu Pferd dienen. Neben den Bewaffneten gab es auch Bauern, die bloß Stangen, Stäbe, Stöcke oder Klüpfel trugen, wie die Bauern von Fulda. Wurde ein Dorf oder eine Mark bedroht, so mußte die gesamte Genossenschaft bewaffneten Beistand leisten. Erst wenn dieser nicht genügte, durfte sich die Bauernschaft an den Voigt, den Grundherrn und zuletzt an das Reich wenden. Die Mobilmachung verkündete der Ruf: „D weh, o wapen!“ Das allgemeine Aufgebot wurde von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus angesagt. Als Symbol wurde ein Speer, Pfeil, Hammer, Hut, eine Fahne oder Mütze herumgetragen, auch Höhenfeuer verkündeten die Mobilmachung.

Neben den Sachsen hatte das todesstrotzige Volk der Friesen im Mittelalter besonders schwer um seine Freiheit zu kämpfen. „Friso pro libertate mortem appetit“ (Der Frieser sucht für die Freiheit den Tod), sagt eine alte Chronik. Als sie dem Dänenkönig Abel, den die reichen Marschen lockten, das ungerechte Verlangen nach Steuern abschlugen, schwur er, ihnen ihren Freiheitsinn auszutreiben und sie zu vernichten. 1252 rüstete er ein Heer. Aber die friesischen Bauernsäuße schlugen ihn bei Koldenbüttel schwer, schließlich wurde er mit dem Beil vom Pferde gehauen. Nun wagte kein Däne mehr, von Frieslands Bauern Steuern zu verlangen. Auch gegen die alten Feinde ihrer Freiheit, die Grafen von Oldenburg, wehrten sie sich tapfer. Daneben gab's noch manchen andern blutigen Strauß im Lande. Da waren zwei Parteien, die Schieringer und die Vekoper, die sich ununterbrochen, besonders 1426 und 1427, auf dem „wildem Acker“ heiße Schlachten lieferten. Reiche Großbauern hatten sich früh zu Machthabern aufgeschwungen. Sie wohnten auf Burgen und hatten Scharen von Söldnern, die „Räter“, um sich gesammelt. Die zahl-



Kirchenburg  
Meßchen  
in  
Siebenbürgen.

Lichtbild:  
Kurt Hielscher.

reichen Fehden, die diese Dorfherren unter sich ausfochten, mußte der friesische Bauer mitkämpfen. Die berühmte Parole „Loewer duad üs Slav“ (Lieber tot als Sklave) hat der Friesen Piddler Lyng ausgegeben. „Niemandes Herr, niemandes Knecht“, so hat der Dichter Hermann Allmers seine Landsleute charakterisiert. Als die Friesen einmal in einer Schlacht wichen, schleuderten ihre stahlharten Frauen den Feinden kochende Brühe ins Gesicht und zwangen sie damit in die Flucht. Ihren Bauernkrieg von 1472 mußten die Friesen freilich schwer büßen. Die Anführer wurden geköpft und gerädert, einem, Staller Knudsen, wurde das Herz aus dem Leibe gerissen.

Ursprünglich bildete jedes Dorf und jede Stadt eine eigene Abteilung im Heere. An der Spitze stand der Ortsvorstand,

Amtsvorsteher, Pfleger, Landrichter oder ein freigewählter Hauptmann. Bis ins achtzehnte Jahrhundert ging der deutsche Bauer noch im Waffenschmuck; auf den Stichen Dürers sehen wir ihn so. Ein fränkisches Dorfgesetz von 1500 bestimmt, daß zur Verhütung von Bluttaten „nur der gemeine Waidner (Weidmesser) und Dolch“ offen getragen werden darf. Über Land darf sich dagegen der Bauer bewaffnen, wie er will. Mit tiefem Ingrimm sahen die Ritter zu, wie der Bauer es ihnen auch im Wehrschmuck gleichtat. Die Ritter im Heere Rudolfs von Rheinfelden nahmen an den Bauern, die für Heinrich IV. gekämpft hatten, deshalb unmenschliche Rache, weil sie sich erlaubt hatten, ritterliche Waffen im Kampf zu verwenden.

# Gute Belehrung.

Eine Geschichte von Hans Franke, Heilbronn.

Bei einer Abendgesellschaft, die sich in einem gastfreien Hause der Stadt versammelt hatte, geschah es, daß ich Zeuge wurde, wie eine feinsinnige ältere Dame, deren Umgang vor allem von Menschen mit tiefer Empfindungsleidenschaft immer wieder gesucht wurde, einem kalten, ichsüchtigen Herzen eine Lehre erteilte.

In dieser Gesellschaft befanden sich einige Ehepaare, die alle gut untereinander bekannt waren, dazu ein junges Mädchen und ein Mann in mittleren Jahren, dessen Klugheit, aber auch dessen pedantische Geistigkeit in allen Dingen uns bekannt, vielen unangenehm war. Aber selbst die Kürze der Zeit, in der sich dieser Mensch in unserer Runde befand, hätte ihn lehren sollen, daß Martha — eben das junge Mädchen — eine reine und edle Seele war. Nicht nur ihr freies und schönes Gesicht, das, großflächig, in allen Teilen harmonisch war, nicht nur ihre warmen Augen, in denen die Tiefe verloren sich spiegelte: vor allem ihr offenes Wesen, ihre Klugheit, Ungezwungenheit und Sicherheit hätten jedem Forschenden sagen müssen, daß sich hier kein Falsch hinter einer meisterhaft getragenen Maske verbarg. Es war allen bekannt, daß Martha in herzlicher Zuneigung einem jungen, der Musik ergebenen Lehrer verbunden war, und wir alle freuten uns auf den Tag, da aus diesen Menschen ein Paar werden würde.

Im Laufe des Gespräches an jenem Abend, von dem ich berichte, kam man nun auf ein Konzert zu reden, das tags zuvor in der Stadt abgehalten worden war. Man redete dabei vornehmlich über Mozarts schöne Es-dur-Sonate, deren Adagio ja mit zu dem Schönsten gehört, was deutscher Geist zu erfassen vermochte. Es wurden ein paar Akkorde angeschlagen, und jene ältere Dame, eben die Gastgeberin, wendete sich nun an Martha und meinte, daß auch sie wohl recht glücklich gewesen sei, in diesem schönen Konzert wieder Mozart gehört zu haben. „Sie freuten sich ja so lange auf diesen Abend“, so schloß sie. Die Angeredete antwortete: Oh, es war herrlich! Ich werde noch lange daran denken!“ An dieser Stelle warf der vorhin genannte Herr, allen vernehmlich und sehr scharf ein: „Warum lügen Sie denn?! Ich habe Sie doch gestern abend mit Herrn M. im Café gesehen! Oder war es nur Ihr Geist?“

Diese hämische Frage, hinter der offensichtlich auch ein Maß von Eifersucht steckte, das an den Tag wollte, schnitt uns allen ins Herz. Es wäre niemandem von uns eingefallen, Martha — selbst wenn wir sie auf einer Lüge ertappt hätten — in derart brutaler Weise bloßzustellen; viel zu sehr glaubten wir an sie. Sie mochte ihre Gründe haben, hätten wir gedacht. Einen Schurken nämlich kann, nein, muß man entlarven, also ihm seine Maske herabreißen; einen guten Menschen, selbst wenn er irren sollte, bloßzustellen, ist keine gottesgefällige Tat.

Es legte sich darum, als diese Rede verklungen war, sehr

kühl auf unser Herz. Martha allerdings lächelte nur und war im Begriffe, wortlos aufzustehen, als die Gastgeberin leise die Hand erhob und wie von ungefähr sagte: „Warten Sie doch noch einen Augenblick, meine Liebe! Ich hatte schon vorhin vor, Ihnen eine kleine Anekdote zu erzählen, die mir dieser Tage wieder — nachdem ich sie fast vergessen hatte — in den Sinn kam. Sie handelt von dem Reitergeneral Seydlitz, und sie lehrt uns, wie ein großer Geist es fertigbringt, die drohende Bloßstellung eines wahrhaft Unschuldigen abzubiegen. Seydlitz nämlich hatte einen jungen, aus dem Mannschaftsstande hervorgegangenen Offiziersanwärter bei dem erneuten Beweise seiner großen Tapferkeit und Kenntnisse zum Leutnant befördert, und die Kunde des Offizierkorps saß gerade bei diesem Liebesmahle. Man hatte tüchtig pokuliert; der junge Leutnant hatte als Geehrter den Platz an der Stirn der Tafel inne, neben ihm saß der General. Als nun der letzte Gang vorüber war, brachten die Diener die Handschalen herbei, in die man, wie Sie wissen, ein wenig die Finger taucht, um sich mit dem Hinwerfen der Mundtücher zu erheben. Unser junger zu so hohen Ehren gekommener Bauernsohn nun wußte mit dieser Schale nichts anzufangen; er sah sich ein wenig schüchtern im Kreise um; als aber noch keiner irgendeinen Gebrauch davon machte, setzte er die schöne rundliche Schale an den Mund und trank sie aus. Einen Augenblick schien es, als wolle die Runde jüngerer und älterer Offiziere sich über diesen Beweis einer schlechten Kinderstube mit einem schallenden Gelächter mokieren, man hörte schon förmlich die Glossen und Wiße durch die Luft fliegen, als alle wie gebannt das Wort, den Witz, die Zote von der Spitze der Zunge wieder zurückholten: als sei nichts geschehen nämlich, hatte der General, der wußte, wie man ein edles Herz vor dem Spott und der Verachtung selbst guter Kameraden bewahrt, nun seinerseits die Handschale erhoben, und ehe noch der Leutnant sich anschickte, die seine abzusetzen, hatte der gütige Haudegen die seine bis auf den Grund geleert! Von so viel herzlicher Kameradschaft und edelstem Feingefühl bis in die Tiefe ihrer allezeit begeisterungsfähigen Seelen gerührt, hoben nun die Offiziere Mann für Mann die Schale zum Mund, unter junge Flaumbärte und wallende volle Schnauzer, und es war ihnen, als grüßten sie in diesem Trunkte ihren General inbrünstiger, als sie es jemals mit vollen Weinpokalen getan hatten. — Ja, diese Geschichte wollte ich nur erzählen; sie ist doch wohl ein schöner Beweis dafür, wie man ein Menschenherz vor dem Spott der Welt bewahren kann.“

Als die Gastgeberin geendet hatte, erhob sich der Herr, der vorhin Martha so absichtlich wehe getan hatte, verbeugte sich und ging. Er ward in dieser Runde nicht mehr gesehen. Von uns forschte keiner nach den Gründen, die das junge Mädchen veranlaßt hatten, eine Unwahrheit zu sagen.

## Wandrer's Gemütsruhe.

*Ubers Niederträchtige  
Niemand sich beklage;  
Denn es ist das Mächtige,  
Was man dir auch sage.*

*In dem Schlechten waltet es,  
Sich zu Hochgewinne,  
Und mit Rechtem schaltet es  
Ganz nach seinem Sinne.*

*Wandrer! — Gegen solche Not  
Wolltest du dich sträuben?  
Wirbelwind und trocknen Kot,  
Laß sie drehn und stäuben!*

*Goethe.*

# Finland— Nordland der Gegen- sätze.

Ein Querschnitt  
von  
Vitalis Pantenburg.  
Mit  
15 Aufnahmen  
des  
Verfassers.



Glanz aus längst vergangener Zeit.  
Das Russenkloster Valamo im finnischen Teil des Ladogasees.

Es ist eigentlich alles Gegensatz in diesem jungen Nordland: seine Natur, seine Menschen und — was diese Menschen geschaffen. Mit jenem frühen Morgen, an dem man den Dampfer am Kai des Eteläsaatama in Helsinki verläßt, kennzeichnet sich einem das Land. Man lenkt seine Schritte zum bunten Getriebe des alltäglichen Frühmarktes am Hafen und findet die primitiven zweirädrigen Karren der Bauern neben blanken modernen Lieferwagen. Unmittelbar drängt sich einem das Empfinden auf, in Finnland lebe man zwischen Gestern und Morgen. Die Baumeister, die vor einem guten Jahrhundert diese Hauptstadt planten — damals auf Befehl des russischen Zaren, der zugleich Großfürst von Finnland war —, legten einen weitgreifend großzügigen Maßstab an, der ihr auch heute noch ihr grundlegendes Gesicht gibt.

Die geräumige grüne Esplanade, die vom Hafen mitten ins Zentrum der Stadt führt, wird zu beiden Seiten eingefasst von großen Geschäftshäusern; an ihrem Ende steht breit und wuchtig in blendendem Weiß der soeben neu hergerichtete Zweckbau des schwedischen Theaters.

Vom hochgelegenen Turmrestaurant des Hotels „Torni“ aus kommt einem klar zum Bewußtsein, daß die Stadt längst zu klein geworden. Da liegt Helsinki vor einem ausgebreitet im Auf und Ab der felsigen Hügel, aus denen es wuchs. Das Leben auf den symmetrisch zueinander verlaufenden Straßen ist durchaus kontinental und wird bestimmt durch eine musterhafte Verkehrsdisziplin. Hier fehlt die geheßte Eile, aber auch jener Einschlag von Dekadenz, die nicht selten das Bild alter Kulturstädte Europas entstellen. Jugendlich wie die Nation ist auch die Hauptstadt. An der heutigen Stadt-



Der Wegweiser am Straßenkreuz Rovaniemi.  
Zum Nördlichen Eismeer (Petsamo) 531 km!

grenze, die unmittelbar an den Wald stößt, entstehen in fast un-nordisch schnellem Zeitmaß neue Wohnhausbauten, luftig-gesunde Kasernen und mit aller erdenklichen Technik ausgestattete Krankenhäuser. Ringsherum die blinkenden Spiegel der Wasser und tausendfältiges Schärengeviert vor den klaren Linien des blaßblauen Horizontes. Da hört die Stadt auf, und das weite, unendliche Land der Seen und Wasser beginnt.

Der Städter hat hier Sinn für wirkliche Form, für eigene Lebensgestaltung. Mit starken Wurzeln zieht es ihn nach dem Lande hin. Wenn der Sommer kommt, so wandert er aus auf die Schären oder in die Wälder. Wenn man aus Mitteleuropa die Städte herausnimmt, würden die Länder ihr Gesicht verlieren. Das Bild Finnlands würde sich aber nach solchem Eingriff gewiß nicht verändern. Hier bestimmt im wesentlichen immer noch das Land, und nicht die Stadt. Und das Bauernvolk hat sich in seiner Abgeschlossenheit durch die Jahrhunderte jugendfrisch und stark erhalten. Jetzt schöpft die Nation ungeahnte Kräfte aus diesem Kapital, und wenn sich einmal unter ausländischem Einfluß fremde Lehren breitmachen, so empfindet der Bauer in seinem unverdorbenen Sinn es am ehesten. Da kann es vorkommen, daß er einmal sehr hart zupackt, wie vor fünf Jahren, als von jenem österbohnischen Dorf Lapua aus der Ruf an alle vaterlandsliebenden Finnen ging, der östlichen Verneinung und Vernichtung energisch Halt zu gebieten. Da sprach ein nüchtern denkender Bauernführer aus, was er von den Großstädten und ihrer Zivilisation, woher diese Irrlehren kamen, dachte:

Lauffsteg über den reißenden Dulufluß.

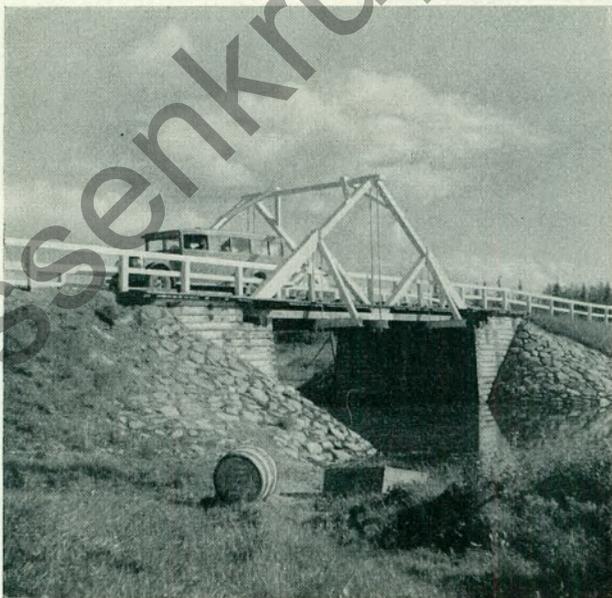
Fischer von der Insel Hogland.



„In den Städten sind sie längst zu schlapp und zu bequem geworden. Das Stadtleben wirkt wie Morphinum auf den Menschen. Sie sehen zwischen ihren hohen Häusern nicht den Himmel, sie wissen nicht mehr um ihn, wenn er in herrlichstem Blau erstrahlt und uns das viele, viele Licht herunterschickt; sie kennen ihn nicht, wenn er sich in graue Wolken hüllt, aus denen er grelle Blitze herunterzucken läßt. Wir Bauern sind allein nahe bei Gott, auf uns ruht die Freiheit der finnischen Nation, auf uns, die wir unserer Väter steinigen Acker mit starkem Arm pflügen. Ich glaube, daß wieder einmal die Zeit für den Bauern gekommen ist...“

Ein Drittel des Jahres ist der Süden unter Schnee und Eis begraben, zwei Drittel sind es sogar im höchsten Norden. Wie eine gewaltige Symphonie von Gegensätzen, von Wasser und Land, von Fels und Wald, von Licht und Dunkel zeigt sich uns das weite Land. Fast ohne Übergang, hart nebeneinander liegen Härte und Weichheit, Kälte und Wärme, erschütternd-tiefes Dunkel und strahlende Helligkeit. Ununterbrochen flutet im Sommer viele Wochen hindurch das weiße nordische Sonnenlicht, das ein Wachstum von fast tropischer Hefigkeit wie in einem einzigen kurzen Rausch hervorzaubert. Heute kann eine Wiese saftig-grün, von Sommerblumen übersät sein, morgen schon wieder in anderen Farben leuchten, ein paar Tage später hat der Nachtfrost, den der lange Winter lange vorher schon als tödlichen Vorboten entsendet, alles vernichtet. Neben der dunklen Kiefer und der ranken Fichte steht die helle, freundliche Birke. Ist die felsdurchsetzte Erde auch mehr als karg, so bringt sie doch — seltsam genug — wilde Beeren,

Holzbrücke der Autostraße zum Polarkreis.





schöpffliche Waldreichtum bietet. Vielleicht wird einem das Nebeneinander der Entwicklungsstufen in diesem lebensstarken nordischen Land, das sich rein äußerlich als Gegensatz zeigt, nirgend mehr schlaglichtartig klar als im finnischen Reichstag, wo neben dem Vertreter im elegantesten Frack der einfache Bauer aus den entlegenen Wäldern im farblos-grauen handgesponnenen und -gewebten Zeug sitzt und bedächtig seine Worte formt. Das sind Gegensätze, die dem Landfremden sofort ins Auge fallen, aber es sind keineswegs etwa unüberbrückbare Welten — nein, wirklich nicht, sie ergänzen sich zu einem Nebeneinander, mehr noch zu einem glücklichen Zusammenspiel der Kräfte, wie es nur in einem innerlich wirklich gesunden Volkskörper möglich sein kann. Und das finnische Volk ist kerngesund.

Sie ist wie ein Wunder, diese finnische Volkskraft. Und darin liegt wohl dieses Wunder begründet: Immer noch wohnen die meisten Menschen

Die Lichtträger am Hauptbahnhof in Helsingfors symbolisieren den Aufbaumwillen der jüngsten Nation des Nordens.

in der grenzenlosen Einsamkeit weiter und großer Natur. Und die nicht dort wohnen, suchen sie in ihrer Freizeit auf und sind ihr mit ihrem ganzen Wesen verbunden. Wälder, Seen und Flüsse und der karge Acker müssen das dürftige Leben des Kleinbauern (sie sind bei weitem in der Mehrzahl, auch heute ist immer noch wenig Großgrundbesitz vorhanden) ermöglichen. Hölzerne Pflüge — an denen nur die Schar aus Metall —, Säge, Axt und Schnitzmesser sind den Menschen der entlegenen Ode-

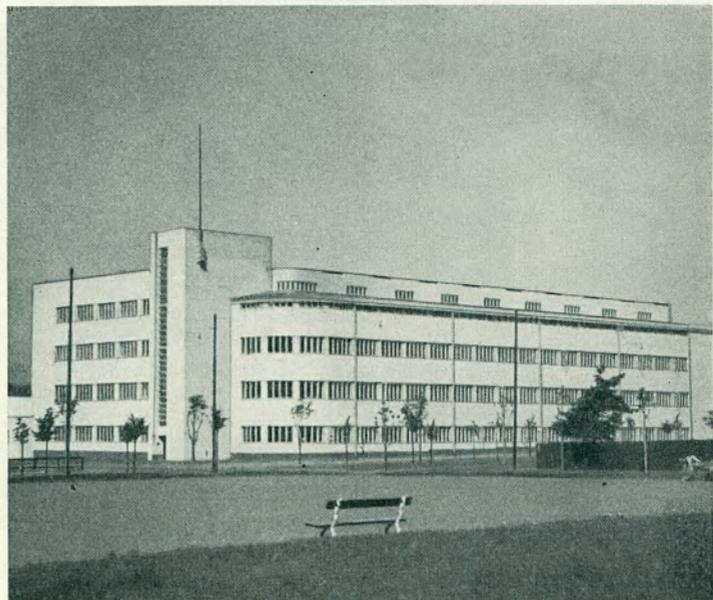
Der „Nordlandhof“ in Rovaniemi, Ausgangspunkt des Fremdenverkehrs nach Finnisch-Lappland.

Kräuter und Pilze von strotzender Saftfülle hervor.

Rund elfhundert Kilometer mißt man von der zerschliffenen Küste am Baltischen Meer bis zum Nördlichen Eismeer, und doch zeigen sich einem auf dieser noch nicht einmal besonders langen Strecke alle markanten Stufen menschlicher Entwicklung, vom Menschen unseres durch die Technik bestimmten Jahrhunderts, der schon mit einer gewissen Selbstverständlichkeit die neuesten Errungenschaften hinnimmt und sie vollkommen meistert, bis zum viehzüchtenden fremdstämmigen Nomaden, der seit Urzeiten über die endlosen Ländern Lapplands zieht. Wer nicht nur auf den großen Straßen des genormten Fremdenverkehrs bleibt und sich die Mühe macht, einmal auf eigene Faust in die kaum berührten Wildmarken einzudringen, wird dort unschwer die einzelnen Stufen unseres kulturellen Fortschritts finden: Jäger und Fischer, halb sesshafte Viehzüchter und Bauern, vom ursprünglichsten Neusiedlerbetrieb bis zur gut fundierten behäbigen Bauernwirtschaft, die all ihren Bedarf in geschlossener Hauswirtschaft selbst erzeugt. In den rauchgeschwärzten grobbalkigen Wänden der Höfe sitzt wie in den Menschen noch der alte Geist herber, lebensnaher Bauernkraft, wenn hier und da auch schon längst Auto und Zugmaschine ihren Weg zu dem Bauern der jetzigen Generation gefunden haben. An den Straßen, die sich wie schmale Bänder erst in die Ödemarken hineinwinden, entwickelt sich bereits die Industrie, deren Rohstoff der schier unaus-



Neue Kaserne eines motorisierten Verbandes in Helsingfors.





Sommerliche Wäsche  
am Seeufer.

marken noch wichtigstes Werkzeug. Oft sind Schule, Kirche und der Nachbar viele Stunden Weges entfernt. In jeder Hütte wird man eine kleine bescheidene Bibliothek finden, ein Buch aber wird nie fehlen: das Evangelium.



Der große gemauerte Herd ist die Seele  
des finnischen Bauernhauses.

Und daneben die jetzige aufkommende Generation: Sie baut in fast amerikanischem Zeitmaß Hochhäuser, Industriewerke und Brücken in Granit und Stahlbeton — in einem durchaus eigenwilligen Stil; sie bearbeitet mit wissenschaftlicher Genauigkeit hochwertige Stähle, die man in eigenen Hüttenwerken gewinnt und veredelt; sie entwickelt selbst Maschinenkonstruktionen in eben erst entstandenen Werkstätten und findet in der Welt gern Abnehmer dafür. Aus Holz und Torf gewinnt man Treibstoffe, die dem Lande so sehr mangeln. Die finnischen Wissenschaftler können sich mit den deutschen an Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit messen; aber es gibt auch Künstler, Maler, Dichter und Komponisten weit über die Landesgrenzen hinaus bekannter Werke. Und Finnlands Sportler sind auf ihren Gebieten, die ein ungeheures Maß an Zähigkeit und Kraft und Willen erfordern, nicht zu schlagen. So haben sich die Finnen im friedlichen Wettkampf der Nationen unter die ersten gestellt.

In dem finnischen Wort „sisu“ steckt eigentlich schon all dies drin. Sisu ist sittliche Forderung an den einzelnen, ist unerbittlicher Befehl, auszuhalten unter Einsatz des ganzen Jäh. In dieser Haltung des einzelnen erhielt sich das Nationalbewußtsein, wuchs an zu jener unerschütterlichen Stärke, die das eigene Reich der Finnen aus tiefster Not vor zwanzig Jahren schuf. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts sang bereits Oksanen von diesem Reiche:

„Vom Dnega bis zum Eismeer,  
Finne, ist dein Machtbereich,  
Alles zwischen Mland, Weißmeer —

**Straßenbau.**  
 Prefluftbohrer und Dynamit sind die unerläßlichen Hilfsmittel, um Neuland durch Autostraßen zu erschließen.



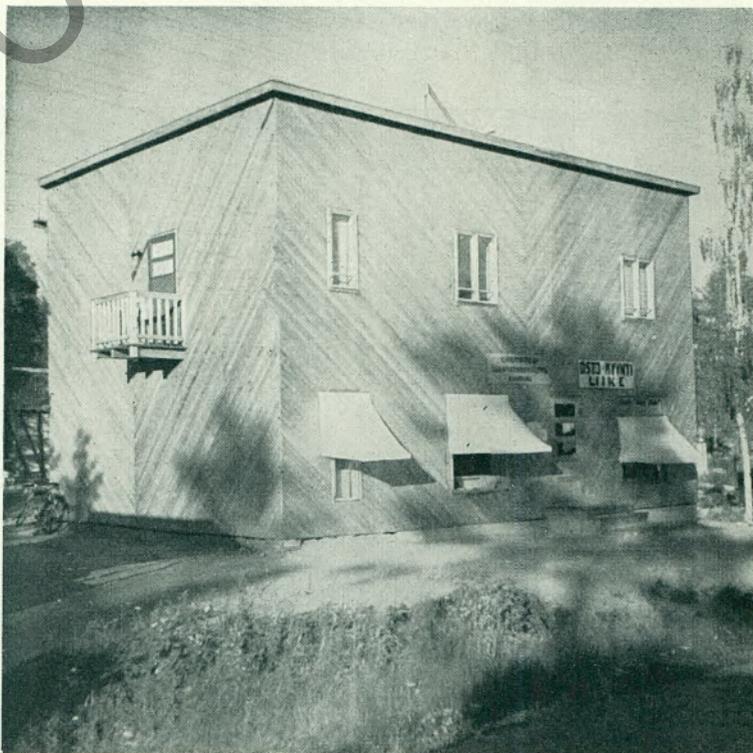
Da ist dir kein Fremder gleich.  
 Rede frei, nicht schwer und leis mehr,  
 Wehr dich wohl und keinem weich!  
 Hoch und laut dein Wort hier klinge,  
 Klinge finnisch, reich und weich!"

Dieses Volk von noch nicht vier Millionen hat wie vielleicht kein anderes die herbe nordische Natur erzogen. Es beweist, daß das Kulturniveau einer Nation wirklich nicht abhängig ist von Weltbeherrschung und übertriebenem Luxus, von Pracht und Glanz. Der finnische Dichter Juhani Aho hat das einmal wunderbar ausgedrückt, als er seine Volksgenossen treffend kennzeichnete:

„Es ist durchaus keine Laune des Zufalls, daß gerade wir Finnen hier in Finnland geblieben sind und uns da bis heute gehalten haben. Hierher sind auch andere gekommen, die nach Land suchten. Aber sie sind entweder durch den Hof durchgefahren oder haben an der Pforte kehrtgemacht. . . Auch die Finnen hätten mildere Länder gefunden, wo Milch und Honig fließt. Aber ihre Neigung scheint sie nach immer rauheren Ländern geführt zu haben. Gerade wie zum Troß haben sie dürre Heiden, Sümpfe und dichte Wälder aufgesucht, wo nie der Frost aus der Erde weicht.

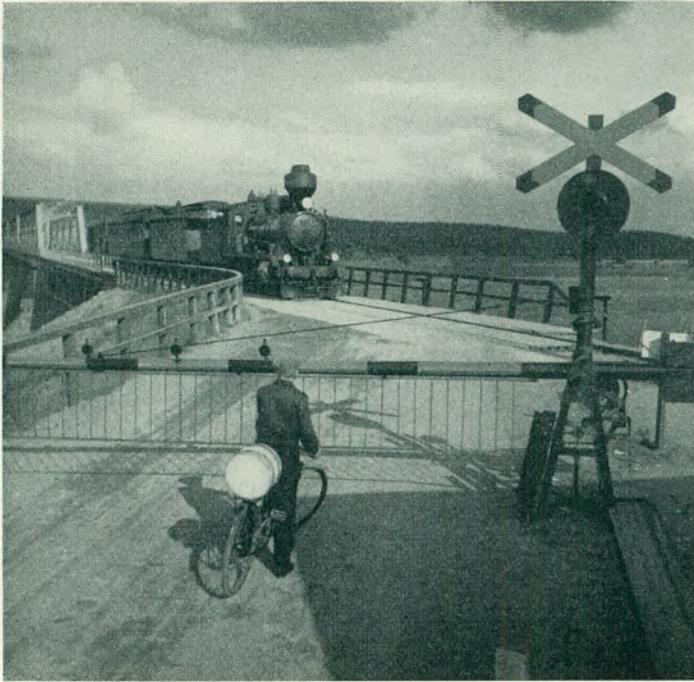
Manche meinen, daß sie Stärkeren auszuweichen gezwungen gewesen wären. Ich glaube, daß das ihr praktischer Königsgedanke gewesen ist. Sie haben die Zähigkeit ihrer Vorden erkannt, und dort, wo anderer Leute Rückgrat gebrochen wäre, dort hat ihr Rückgrat sich nur gekräftigt. Die Hacke ist ihr Schwert gewesen,

und mit ihr haben sie für sich das Land bezwungen, das auch der Eroberer als ihr eigen anerkannt hat. Wie er auch geheißen haben mag, sprach er schwedisch, dänisch oder russisch, das Endergebnis aus den



In amerikanischem Tempo wuchsen die Siedlungen im Neuland des Südostens.

Man hatte noch nicht einmal Zeit, die Außenwandbretter glatt zu sägen.



Der Weg in die Wildmark.



Eggen auf felsdurchsetztem Nordlandacker.

Kämpfen zwischen den Eroberern ist das gewesen, daß der Kampfplatz den Finnen selbst geblieben ist. Den ausländischen Ansiedlern ist es eine allzu harte Nuß gewesen... Und so ist es auch noch. Wenn wir es dem Fremden anböten und sagten: „Hier — komm und nimm!“, so wäre niemand da, es zu nehmen. Deswegen können wir hier ziemlich sorgenfrei sitzen und ohne uns zu beunruhigen, „was der Tag morgen bringt“. Wir können ruhig auf das Rauschen der himmlischen Winde lauschen, wie der Wacholder auf steinigem Hügel. Der einschlagende Blitz zermalmt die Urwaldtanne, aber in den Wacholderbusch sinkt er kraftlos. Kriegsgrosse stampfen über ihn hin, die Lafetten der Kanonen pressen ihn an den Boden.

Aber der Wacholder bricht nicht. Er bekommt keine blutende Wunde, keinen Knochenbruch. Ist der Aufruhr vorüber, streckt der kleine Baum seinen kurzen, sehnigen Körper, und Aft spricht zu Aft: „Du, wachse dorthin, ich wachse hier.“ Und es dauert nicht lange, bis die Spur der Füße und die Furche der Räder verwachsen ist. Und wenn der, der darüberfuhr, morgen seine gestrigen Spuren sucht, findet er sie nicht mehr. Der Weg ist zugewachsen, und der Wacholderbusch scheint unberührt.

Gerade daß wir die härteste Felszunge gewählt haben, wo nur, uns gleichgeartet, der Wacholder wachsen kann, das war unsere größte Weisheit.“



Festmahl auf einem tavastländischen Bauernhof.



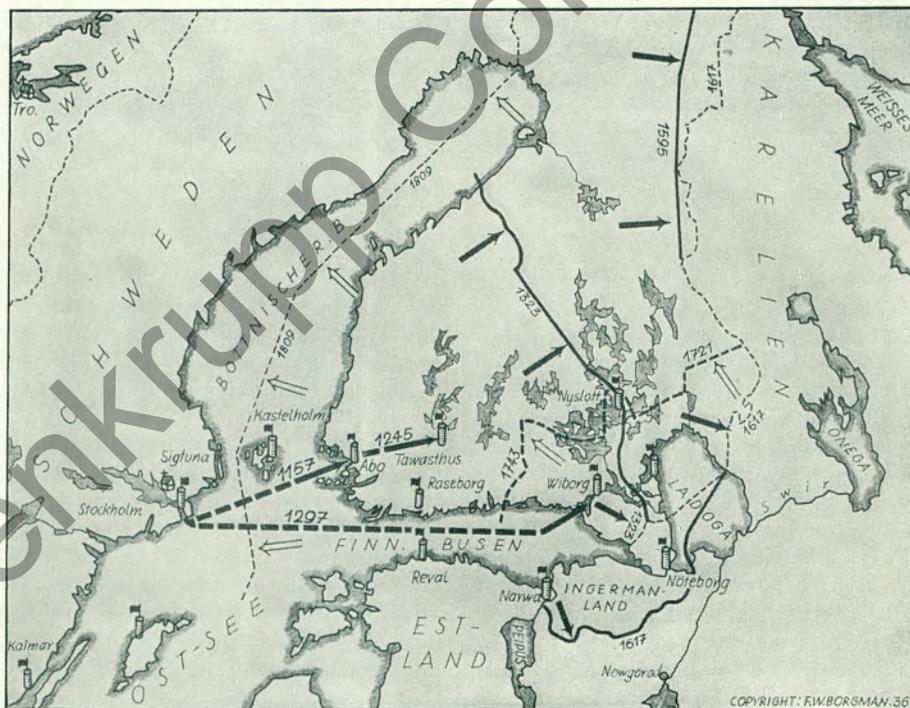
Finlands Grenze am Eismeer.  
Drüben, hinterm Zaun, beginnt „Benäjä“, das unergründliche rote Rußland.

Lichtbild: Pietinen.

## Finland – Grenzland der abendländischen Welt.

Von F. W. Borgman, Kilo (Finland).

Was weiß heute der Durchschnittsmitteluropäer von Finnland? Daß es mit seinen 388000 Quadratkilometern mehr denn vier Fünftel der Bodenfläche Deutschlands umfaßt, daß es mit seinen 3,8 Millionen Bewohnern nächst Island und Norwegen das dünnstbevölkerte Land unseres Erdteils und gleichzeitig das Land der endlosen Wälder und der „tausend“ (60000!) Seen ist, daß neben Bär und Wolf Rentier und Luchs noch vorzommen, daß es ganz hervorragende Sportler hat und vom Holzexport lebt, kurz, alle jene äußeren Daten, die sich zu



- > Vorstoß in Form eines Kreuzzuges.
- Heutige Grenzen.
- >|1617| Grenzen ostwärts wandernd.
- >|1809| Grenzen westwärts wandernd.

### Die geschichtliche Raumdynamik Finnlands.

Bis 1617 wandern die Grenzen über Finnland ostwärts. Dann setzt die rückläufige Bewegung ein, die 1809 am Bottnischen Meerbusen endet. 1917 endlich gelingt es Finnland, ein autonomer Staat zu werden, und die Ostgrenze schnell wieder an ihre äußerste östliche Ausdehnung zurück, ausgenommen die allernächste Umgebung Petersburg-Leningrad, die bei Rußland verbleibt.

wesentlichen Dingen verhalten wie Größe, Gewicht, Haar- und Augenfarbe, Schuh-, Krage- und Handschuhnummer zu dem; was ihr Träger ist, und es somit am Platze erscheint, ein wenig von den Dingen zu sprechen, die das Wesen dieses Landes ausmachen.

Wir kommen dabei um ein wenig Geschichte nicht herum. Zumal gerade heute mittels Drucker- und Rotationspresse die sonderlichsten Thesen das Tageslicht erblicken: mongolische Herkunft der Finnen, ostisch-baltische Abstammung der Finnen und anderes mehr. Was die Gemüter der Laien verwirrt und

den Kenner erfreut. Lassen wir jedoch unsere sarkastischen Umwandlungen und gehen wir in die Dinge hinein, wie sie sind!

Spät, als allerletztes der europäischen Völker, treten die Finnen in das Blickfeld der europäischen Geschichte. Es ist die Zeit der Kreuzzüge. Nicht nur über das Mittelmeer, auch über die Ostsee fahren Ritterheere ostwärts unter dem Zeichen des Kreuzes. Hier im Norden ist — wie dreihundert Jahre früher zur Wikingerzeit — die Stockholmer Bøgend der Ausgangspunkt germanischer Kraftströme. In drei auf anderthalb Jahrhunderte verteilten Offensiven rollt die Stoßkraft ab: 1150, 1250 und 1300 sind die runden Jahreszahlen, Erich der Heilige, Birger Jarl, Knutson, Abo, Laxafthus und Wiborg die Führer- und Ortsnamen. Schwert und Kreuz, feste Schlösser und wehrhafte Grausteinkirchen sichern die Eroberung im Lande der Finnen.

Wo aber kamen diese her?

Quer über den eurasischen Kontinent, eine gewaltige Nord-Süd-Barriere, streckt sich der Ural. An seinem Südfuße vorbei, durch die weite südrussische Steppe, rauscht ein vieltausendjähriger Völkerstrom aus Asien nach Europa. Westlich vom Ural, in dem sumpfigen Waldlande bis zu den finnischen Landbrücken, ist ungestörter Siedlungsraum, still wie das Wasser hinter einer Flussbühne. Hier saßen seit Jahrtausenden die Uralier: in der nordwestlichen Grenzzone die Stämme der Karelrier und eigentlichen Finnen, die nach Christi Geburt über die Landbrücken zwischen Weißem Meer, Dnepr, Ladoga, Finnischem Meerbusen und von Estland her in ihre heutige Heimat einzuwandern begannen. Jäger, Fischer, Viehzüchter und Ackerbauer zugleich, eine eigene zähe Rasse. Das Kennniernomadenvolk der Lappen wurde wie die Bugwelle eines Schiffes vor ihnen hergetrieben über das ganze heutige Finnland und Karelien hinweg bis in ihre heutige lappländische Heimat in den finnisch-lappländischen Tundren- und Hochgebirgsfjellen. Auf diese noch nicht ganz abgeschlossene Bewegung, die eine Folge war des Einbruchs der Slawen aus Südwest (Dneprtal) in das ursprünglich uralische Siedlungsgebiet am Wolchow (Nowgorod) und an der oberen Wolga und Oka (Moskwa), traf, wie soeben erwähnt, die germanische Expansion. Es blieb nicht bei der Festsetzung nur in der Südwestecke und an der Südküste des Landes, sondern in einem außerlich wenig ereignisreichen, kolonisationsartigen Vorwärtsschreiten wanderten diese neuen Grenzen Schwedens ostwärts, dem Weißen Meere und der Nema zu. Es war auch an der Zeit, denn schon drängte immer stärker über die gleichen finnischen Landbrücken der neue Stamm der Großrussen: Abendland und Morgenland treffen sich zum ersten Male auf der neuen Walstatt im Norden.

Es würde hier zu weit führen, die einzelnen Phasen zu schildern, wie der ursprüngliche Kolonisationscharakter des eroberten Landes rasch dem einer ebenbürtigen Provinz der Krone Schwedens weicht, insbesondere wie sich der Angleichungsprozeß der auf einer noch ursprünglicheren Zivil-

sations- und Kulturstufe stehenden uralischen Finnen an die weiter fortgeschrittenen Schweden und die russische Vermischung beider vollziehen. Aber einige wesentliche Punkte verdienen gerade heute hervorgehoben zu werden.

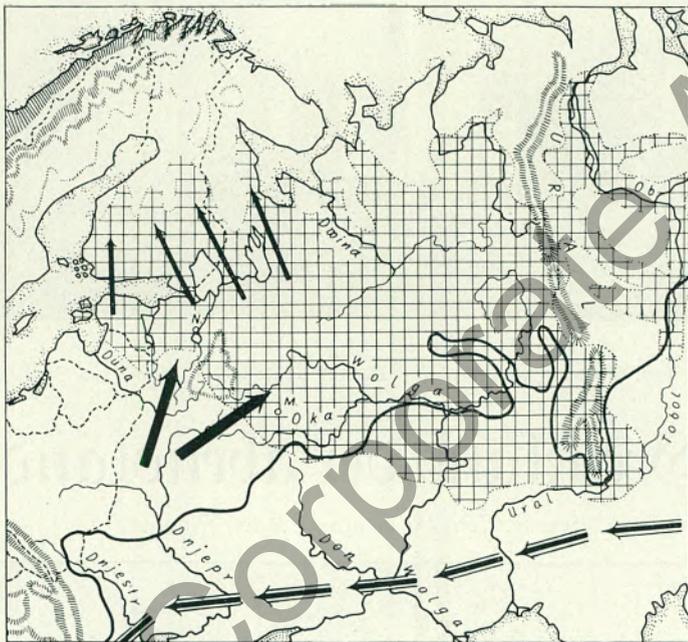
Seine entscheidende Probe über die Zugehörigkeit zum nordisch-abendländischen Kulturkreis bestand Finnland während der Zeit seiner Zugehörigkeit zum Russischen Reich, 1809 bis 1917 (die östlichsten Teile noch länger, ab 1721 und 1743). Es ist erstaunlich, wie spurlos diese russische Fremdherrschaft in russisch-kultureller Beziehung vorbeigegangen ist. Einzig im Südostteil, der, wie schon gesagt, länger unter russischem Regime war, konnte der Hauptträger der Russifizierung, die orthodoxe Kirche, etwas Boden gewinnen. Die heute noch in der Landeshauptstadt und einigen anderen Stellen im Westteil des Landes anzutreffenden russischen Kirchen sind für den Bedarf des einstmaligen russischen Militärs und der Beamenschaft gebaut, und die dazugehörigen Gemeinden sterben rasch aus.

Viel Kopfzerbrechen macht dem mit den Verhältnissen nicht genau vertrauten auswärtigen Beobachter die Doppelsprachigkeit des Landes: finnisch und schwedisch. Im Anfange, also vor sechs- bis siebenhundert Jahren, deckten sich natürlich die russischen Grenzen mit den sprachlichen. Ein vorwiegend germanisch-schwedisches Siedlungsgebiet gab es an der Westküste (Österbotten, Wäsa), ein weiteres war an der Südwest- und Westküste (Abo, Nyland) im Entstehen. Die in den um die festen Schlösser und Kirchen zunächst entstehenden Städten vorhandene Oberschicht der Beamten, des Klerus und des Militärs aber entstammte schon bald nur zu einem Teile dem schwe-

dischen Mutterlande, zu einem immer größeren Teile war sie aus dem Lande gebürtig. Hier schon also beginnen sich die sprachlichen und russischen Grenzen nicht mehr zu decken. Bei der Vermittlung der aus dem Westen über Schweden kommenden kulturellen und zivilisatorischen Fortschritte gewinnt die schwedische Sprache immer mehr an Boden. In der sogenannten Gustavianischen Epoche (Gustav III. von Schweden, 1771 bis 1792) hat sie ihre größte Anziehungskraft entfaltet. Über 25% der Gesamtbevölkerung geben Schwedisch als ihre Muttersprache an; der Gebrauch des Finnischen ist auf die handarbeitenden Stände, im geistigen Leben auf deren Seelsorge beschränkt. Kenner der finnischen Geschichte behaupten, daß dieser Prozeß mit der völligen sprachlichen Verschwedischung geendet haben würde, wenn die Zugehörigkeit Finnlands zur Krone Schwedens nicht 1809 jäh abgebrochen worden wäre.

Seit der Trennung von Schweden setzte die rückläufige Bewegung zugunsten der finnischen Sprache ein, die wir weiter unten im Zusammenhang mit dem finnischen Nationalepos näher dargestellt finden.

Heute ist die Anzahl der Schwedischsprechenden in Finnland etwa 10%. Es wäre falsch, wie es leider vielfach geschehen



Der uralische Siedlungsraum.  
Stand etwa um 7-800 n. Chr.



Aus Brachland wird Acker.

Lichtbild: Piepinen.

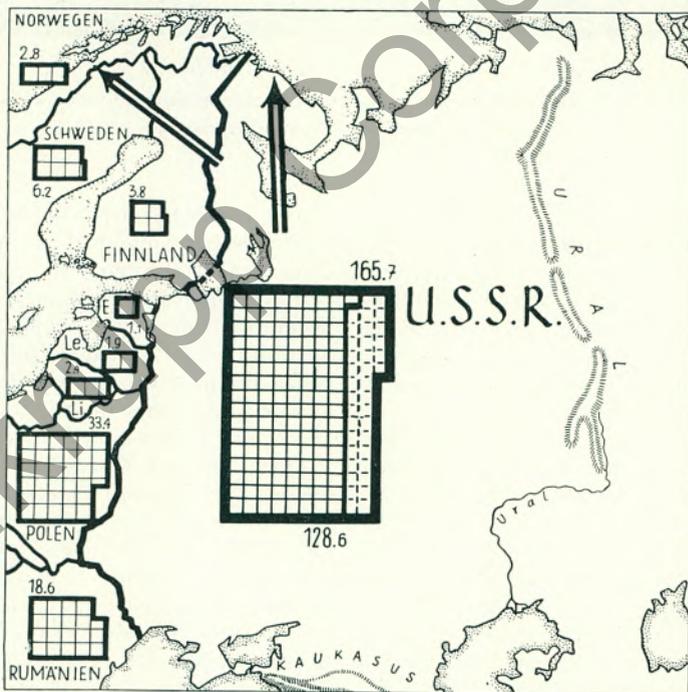
ist, diese sprachliche Verschiedenheit zu einem rassischen Gegensatz erweitern zu wollen. Auf beiden Seiten dieser sprachlichen Grenze gibt es Bevölkerungs- teile, die ihrer rassischen Zusammensetzung nach in die entgegengesetzte Sprachgruppe gehören, mit Ausnahme der alleräußersten Gebiete an der südwestlich-westlich- sten und östlich-nordöstlich- sten Peripherie.

Diese Tatsache kommt in der Gesamtmentalität des finnischen Volkes sichtbar zum Ausdruck. Während das ur- alische Bluterbe sich vor allem als formgebendes Element auswirkt — am deutlichsten erkennbar in den schönen Kün- sten —, ist der logisch-ideelle Inhalt überwiegend abend- ländisch-germanischen Ur- sprungs, wie denn die tech- nisch-wissenschaftliche Kultur sowie die zivilisatorischen Er- rungsenschaften vorwiegend dieser Quelle entstammen.

Es ist bei der Erörterung der Sprachfrage viel geschrie- ben worden von der Dankes- schuld Finnlands gegenüber dem abendländischen Kultur- kreise und besonders Schweden. Wenn man nun einmal so tut — mir erscheint allerdings diese Art der Behandlung

geschichtlicher Probleme nicht besonders glücklich —, so darf man andererseits nicht unterlassen, von der Dankeschuld der abendländischen Welt, und dann auch hier in erster Linie der Schwedens, gegenüber Finnland zu reden. Halbe Wahrheiten sind gewöhnlich Unwahrheiten.

Finnland hat seit 1240, wo zum ersten Male an der Fjehora, einem Nebenflü- chen der Nawa, russische und germanische Expansion auf- einanderprallten und der Großfürst Alexander Newski das schwedische Expeditions- heer schlug, die ganze Last des nach dem Westen und Nord- westen, den baltischen und nordatlantischen Häfen stre- benden Andrangs getragen und trägt sie heute noch. Ge- wiss, es hat auch schwedische Könige gegeben, die in der klaren Erkenntnis von der Wichtigkeit der Front auf den karelischen Landbrücken diese mit Nachdruck gestützt und ge- wahrt haben. In der Haupt- sache aber zieht sich durch die nordische Geschichte jene ver- hängnisvolle Auffassung, daß Finnland letzten Endes das Glacis Scandinaviens sei, das sich mit den Russen aus- einanderzusetzen habe, so gut oder schlecht es dies mit eige- nen Kräften vermöge.



COPYRIGHT BY E.W. BORGMAN.

U. 1936.

Vergleich der Bevölkerung der U.S.S.R. und der anliegenden europäischen Staaten.

Von den 165,7 Millionen der Sowjetunion wohnen 128,6, somit der über- wiegende Großteil der Bevölkerung im europäischen Rußland, westlich des Ural und nördlich des Kaukasus. Diese Millionen sind um so bedeutungs- voller, als ihre offensive Kraft sich nicht nur militärisch, sondern vor allem industriell auswirken kann. Der Versuch ist bereits eingeleitet mit dem Riesenplan der Industrialisierung der Union, durch die man nicht nur den jahrhundertalten Vorsprung der sogenannten kapitalistischen Länder ein- holen will, sondern sie wirtschaftlich „an die Wand zu stellen“ und auf ihren Trümmern das bolschewistische Weltreich zu errichten hofft.



Holz, der Reichtum Finnlands.

Lichtbild: Suomen Mattaf.

Zu gewaltigen Inseln zusammengetrieben, warten tausend und aber tausend Stämme an den Stapelplätzen der Fabriken auf ihre Weiterverarbeitung.

Und das gilt leider heute in vielen Stücken noch. Von den — nach grober Luftlinienrechnung — 3150 Kilometern der russischen Westfront von der Dnjestr- und am Schwarzen Meere bis zur Halbinsel Baitolahi am Eismeer entfallen 1350, also fast drei Siebtel, auf Finnland. Während man aber auf dem kontinentalen Stück dieser Front den 128,6 Millionen des europäischen Rußlands die immerhin noch beachtlichen 57,4 Millionen Rumäniens, Polens, Litauens, Lettlands und Estlands entgegenstellen kann, stehen hinter der finnischen Front, selbst wenn wir die Ziffern Schwedens und Norwegens mitrechnen, 12,8 Millionen, also genau ein Zehntel der russischen Übermacht. Man wende nun nicht ein, daß Finnland durch seine abseitige Lage weniger bedroht sei. Das genaue Gegenteil ist der Fall. Die Pfeile der russischen Expansion weisen heute nicht mehr nach den Häfen der baltischen Binnensee, sondern auf die wenigen, für das russische Ries Reich noch in Frage kommenden eisfreien Häfen: nach Petsamo an der finnischen Murmanküste und nach Narvik. Daß diese Gefahr im Augenblicke weniger akut ist, verdanken wir ausschließlich den Engagements Rußlands im Fernen Osten.

Wie aber verhält man sich in Finnland?

Es ist einer der wenigen Lichtpunkte unserer von Gefahr und Drohung dunkel überschatteten Zeit, daß sich das kleine Finnland den Willen zur nationalen Selbstbehauptung erhalten hat in einer Stärke und Klarheit, gegen die die Haltung der anderen nordischen Staaten, wo der Wehrwille und die

Bestimmung auf das eigene Volkstum in einem erschreckenden Ausmaße durch die großen internationalen Irrlehren unserer Tage zerseht worden sind, oft beschämend kontrastiert.

Neben einer kleinen Armee, an der mit jenem gewissenhaften Ernst gearbeitet wird, der sich aus der östlich drohenden Nachbarschaft ergibt, offenbart sich der Wehr- und Erhaltungstrieb dieses jüngsten der europäischen Völker in der großen freiwilligen Wehrorganisation der sogenannten Schutzkorps, denen als Ergänzung die Organisation der „Lotten“, der Frauen, für den Kriegsdienst hinter den Fronten (Krankenpflege, Verpflegung, Gaschutz und anderes) zur Seite steht.

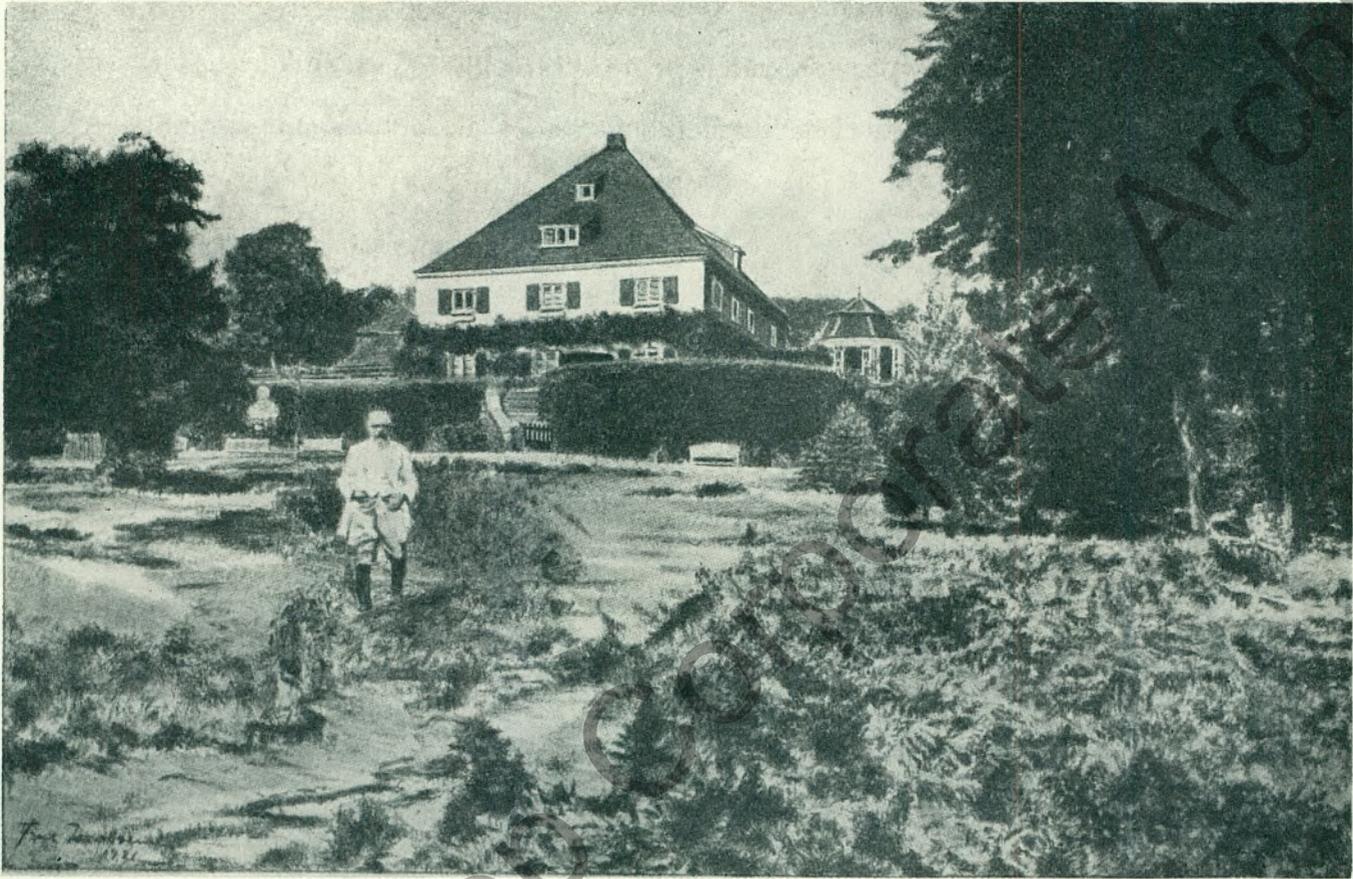
So trägt Finnland in unverdrossener selbstverständlicher, auf Dank nicht rechnender Fortsetzung seiner verantwortungsvollen geschichtlichen Tradition die Alleinlast der nordischen Grenzwehr gegen den Osten.

Nicht nur für sich allein: Et tua res agitur cum proximi domus ardet. Es geht auch dich an, wenn das Haus deines Nächsten brennt! Die über tausend Kilometer lange Grenze von dem Ladogastrand durch die karelischen Wald- und Sumpfeinöden bis zum Eismeerstrand ist nicht nur die Grenze Finnlands. Sie ist heute, wo im Osten wieder düstere Kanäle schwellen, die den Glauben an die Sendung einer erneuerten abendländischen Kultur auf dieser Erde nicht verloren haben, und damit die wichtigste Grenze unseres Zeitalters überhaupt.

Schweigend späht in den weltfernen Wäldern und über graue Wasser eine dünne Wachkecke ostwärts. Es hängt auch von uns ab, ob sie auf verlorenem Posten steht.

# Die Rundschau

Monatliche Auslese besonders beachtenswerter Aufsätze  
aus deutschen und ausländischen Zeitungen und Zeitschriften.



Aus F. A. Freundt: Emil Kirdorf. Ein Lebensbild.

Der Streithof.

Radierung von Fritz Jacobsen.

## Festtage auf dem Streithof.

Dr. Fritz Pudor in „Ruhr und Rhein“.

Wiederum führt der Weg auf den Streithof, jenen Ort inmitten des Ruhrgebiets, der schon in früheren Jahren um den 8. April herum immer stärker die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit an sich zog, diesmal aber Tage von einer bisher nicht erlebten Festlichkeit sah; denn der Senior des rheinisch-westfälischen Bergbaus, ja der deutschen Wirtschaft überhaupt, ist neunzig Jahre alt geworden. Ein solches Fest ist einem Menschen selten vergönnt. Und noch viel seltener ist einem Neunzigjährigen eine solche Rüstigkeit beschieden, eine solche tätige und nicht nur aufnahmebereite, sondern auch lebendig fördernde Anteilnahme an den Geschehnissen der Zeit.

Selbstsicher liegt der Streithof in den Wäldern um Mülheim-Speldorf eingebettet. Nicht hochragend, aber doch trotzig wie ein Kastell. Mit jener bescheidenen Schlichtheit in der ganzen Anlage ausgestattet, wie sie bei gediegenen deutschen Landhäusern zu finden ist.

Der Streithof, der vor 30 Jahren nach dem Plane seines Besitzers entstand, bietet aber auch — und zwar ebenfalls nach dem Willen des Besitzers — in seiner Formgebung den wohlthuenden Eindruck eines Hauses, das seinen Bewohnern zu einer wirklichen Heimat wurde. Wer in der Mitte des Hofes jene so selbstverständlich dastehende Pumpe hinsetzen ließ, hatte

mehr noch als nur einen ausgeprägten Sinn für das Geseß einer aufeinander abgestimmten Gesamtanlage: er hatte ein lebendiges Gefühl dafür, daß die natürliche Schlichtheit stets am wichtigsten wirkt.

Hier fand also vor wenigen Tagen die große Festesfeier statt, die dem Neunzigjährigen Freundschaftsbezeugungen und Ehrungen in unendlicher Zahl brachte. In diesem Hause verweilte am 8. April — wie so oft schon — der Führer, um seinem alten Mitkämpfer Dank und Verehrung zu bezeigen und um ihm gleichzeitig im Namen des Reiches mit dem Adlerschild die höchste Auszeichnung zuteil werden zu lassen. Hier fanden sich drei Reichsminister und die Spitzen aus Partei, Verwaltung und Wirtschaft ein. Hier traf die Jugend zusammen, weil sie denen besonders zugetan ist, die, zwar alt an Jahren, sich doch ein jugendliches Herz bewahrt haben. Hier wurden Ansprachen gehalten, die dem herzlichen Dank an den greisen Geheimrat Ausdruck gaben. Hier tönte die schlichte Erwiderung des Neunzigjährigen über den Hofplatz hinweg, und hier ist schon seit Tagen ein Kommen und Gehen, eine freudigbewegte Unruhe, die auch jetzt noch nicht ganz aufgehört hat.

Die Stille des Hauses umfängt den Besucher. Wie mag der Gefeierte

die Freude und Aufregung dieser Lage überstanden haben? Wer ihn kennt, weiß, daß er zwar alles bis zum letzten in sich aufnahm, daß er tief im Innersten bewegt wurde, aber dennoch den Gleichmut seines reicherfüllten Lebens bewahrte. Ein Mann wie Emil Kirdorf läßt wohl seine Person feiern, und es bereitet ihm Freude und in manchen Fällen auch ein wenig Genugtuung, daß sich die Menschen, die ihn früher oft genug nicht verstanden, ihm doch wieder zuwandten. Aber es ist wohl mehr das Gefühl der Befriedigung darüber, daß er mit dem von ihm Erstrebten nicht abseits zu stehen braucht, sondern zum Wohle des Vaterlandes vorangekommen ist, daß er in Adolf Hitler den nach Bismarcks Entlassung schmerzlich vermißten Führer finden und ihm die Treue halten konnte. Und weil es der Tag so mit sich brachte, ist es auch ein dankbares Gefühl gegen das Geschick, das ihn alles das erleben ließ. Kurzum, ihn haben — bei aller persönlichen Schlichtheit und Zurückhaltung — doch schon Gedanken und Empfindungen beseelen müssen, die auch einen Jüngeren tief zu packen und bewegen vermögen.

Gerade hierin zeigt sich aber die ganze Größe seines Menschentums. Der Alte vom Streithof hat sich in langen Jahrzehnten zu einer festgelegten inneren Selbstsicherheit durchgekämpft. Er ist zwar begeisterungsfreudig wie kaum einer geblieben, aber doch in seiner Lebensbahn so fest gefügt, daß ihn auch die ewig denkwürdigen Festtage um den 8. April 1937 nicht aus seinem gewohnten Wollen und Empfinden herauszulösen vermochten.

Wenn man nun dem zwar an Wuchs kleinen und doch so großen alten Manne gegenübersteht und mit ihm über die letzten Tage, aber auch über die vergangenen Jahrzehnte hinwegblickt, dann umfängt einen wohlthätiges Ausruhen. Mitten in der Hast der Zeit. Inmitten des Mülheimer Waldes. Zwischen den Stätten der Arbeit, die weithin das Land erfüllen. Ein Ruhe-sitz und doch gleichzeitig ein Streithof, weil sein Besitzer gezwungen war, gegen seine Zeit als Streiter aufzutreten. Als Streiter aus der tieferen Ruhe einer ihm blutsmäßig überkommenen und doch auch wohl-durch-dachten Verantwortung vor Volk, Staat und Wirtschaft.

Emil Kirdorf spricht ruhig und gelassen über die für ihn und seine Familie so einzigartige Geburtstagsfeier. Nur wenn die Rede auf den Führer kommt, dann prägen sich aus Begeisterung und Treuebereitschaft lebhaftere und wärmere Worte. Der Gedankenaustausch der beiden Männer hat, nachdem er vor zehn Jahren aufgenommen wurde, eine immer fruchtbarere und lebendigere Ausgestaltung gefunden. Wo sich Adolf Hitler und Emil Kirdorf sprachen, in München, Nürnberg, Godesberg oder — am häufigsten in diesen Jahren — auf dem Streithof, da fanden sie immer fester und rückhaltloser zueinander. Emil Kirdorfs Vertrauen zu dem Führer des Reiches ist unerschütterlich. Sein Wissen um das, was Adolf Hitler bereits erkämpft hat oder zu erkämpfen entschlossen ist, gibt ihm die zureichende Gewißheit des Gelingens.

„Gehen Sie“ — so plaudert Geheimrat Kirdorf — „nur einmal die Beseitigung der Arbeitslosigkeit an! Jahre hindurch wurde nichts Rechtes getan. Man rechnete immer nur und kam zu keinem Ergebnis, geschweige denn zu einem Entschluß. Der Führer hat schon fast nach Jahresfrist die drückendste Not der Arbeitslosigkeit von uns genommen. Vor allem befreite er uns aber gleichzeitig auch von dem mörderischen Klassenkampf. Der ganz große Gewinn im Innern ist in der Wiedererhebung und Wiedererstarkung der Volksgemeinschaft zu erblicken. Was keiner jemals in dieser Geschlossenheit erreichte, ist Adolf Hitler gelungen. Wie wichtig das ist, zeigen gerade im gegenwärtigen Augenblick die Arbeitskämpfe im Ausland.“

So sind wir — wie kann es bei einem Manne wie Emil Kirdorf auch anders sein! — mitten im politischen Gespräch. Der Neunzigjährige hat in seinem Leben so viel Entwicklungen, Menschen und Meinungen an sich vorübergehen sehen, daß schon dadurch jedes seiner Worte ein besonderes Gewicht erhält. Er, der seinen Lebensabend nicht fern von der Heimat in einem milderen Klima verbringen wollte, hat sich dennoch einen offenen Blick für die Völkerschicksale jenseits der deutschen Grenzen bewahrt. Ihn schmerzt die Bedrückung des deutschen Volkstums im Auslande, er weiß aber auch, daß auf die Dauer nur dann gegenüber den Bedrohungen geholfen werden kann, wenn sich der Deutsche seines Wertes bewußt wird und in dieser Erkenntnis jene nationale Selbstsicherheit gewinnt, die andere Völker, die sich schon vor einer sehr viel längeren Zeit in einer politischen Einigung fanden, bereits — wenn auch nicht immer ganz ungefährdet — besitzen. Damit geht Emil Kirdorf nicht etwa kritiklos an den deutschen Charaktereigenschaften vorbei. Er weiß auch, daß es eines starken und zielbewußten Willens bedarf, um das bisher Erreichte festzuhalten und noch weiter auszubauen. Dem deutschen Volke muß seiner Auffassung nach immer wieder vor Augen geführt werden, was es zu leisten vermag.

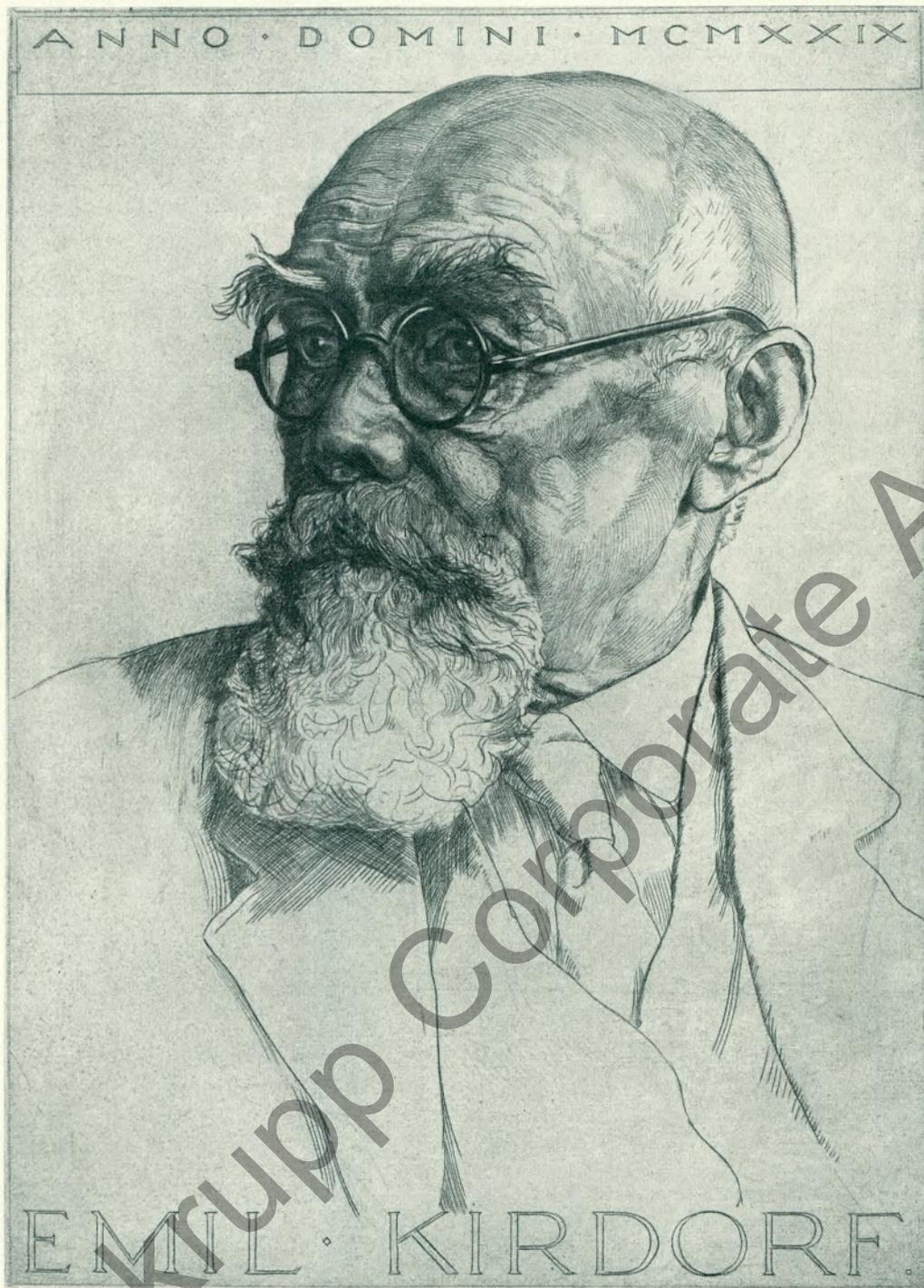
Inzwischen ist die Frau des Hauses hinzugekommen. Sie weiß auch diesmal wieder aus dem gemeinsamen Erlebnis früherer Jahre auf eine sehr lebendige Art mitzuteilen und vermag besonders anschaulich von den gerade zurückliegenden Festtagen zu plaudern. Glückwünsche und Geschenke sind in überreicher Zahl eingetroffen. Für einen so peinlich pflichtbewußten Mann wie Emil Kirdorf ist damit ein wenig die Besorgnis verbunden, ob er seinen Dank auch überall rechtzeitig abzustatten vermag. Bei der Fülle der Gratulanten ist freilich an die im Streithof übliche „postwendende“ Erledigung nicht zu denken. Der Neunzigjährige ist aber unterzüglich an die Beantwortung herangegangen. Seine Verpflichtung hierzu empfindet er als ebenso selbstverständlich wie die eingehende persönliche Durchsicht aller Briefeingänge. Ein angefangenes Schreiben auf dem hinter ihm stehenden Sekretär zeigt seine klaren und ungebrochenen Schriftzüge, die ein anschauliches Bild seines Wesens vermitteln.

Über zwei große Hallen und die benachbarten Wohnzimmer ist ein Blumenflor in seltener Fülle gebreitet. Der Geburtstagstisch vermag die Gaben nicht zu fassen.

Dazwischen immer wieder Blumen, die den Innenräumen des Streithofes eine festliche und frohgestimmte Note verleihen. Gerade die vielen kleinen Geschenke bezeugen die Freundschaft und Verehrung, die der Neunzigjährige überall genießt. Sie sind ein Zeichen der Anhänglichkeit, die das ganze deutsche Volk und vor allem das Ruhrgebiet dem Alten vom Streithof entgegenbringt. Wer nicht müde wurde, um Zielen nachzusehnen und große Aufgaben zu gestalten, wer dabei ein Mensch blieb und ein unermüdlicher Arbeiter, wer sich selber — wie sonst nur selten einer — treu war, der hat auch den schönen Lohn des Dankes überreichlich verdient. Gewiß steht sich das Spiel des Lebens — vor allem an solchen Festtagen — oftmals heiterer an, als es in der Wirklichkeit langer und arbeitsreicher Jahrzehnte gewesen ist. Aber Heiterkeit ist auch nur dann festgegründet und beständig, wenn sie als innerer Besitz durch Kampf und Fährnisse hindurch erstritten wurde. So kann Emil Kirdorf seines Alters froh sein, wenn er auch — wie er betonte — gern noch einmal als Dreißigjähriger an den neuen und großen Aufgaben dieser Zeit mitschaffen möchte. Sein Lebensabend steht im glückhaften Zeichen der deutschen Erneuerung. Nach drei Menschenaltern schreitet er in ein neues Lebensjahrzehnt, von dem er nicht für sich persönlich, wohl aber für sein Volk noch manche Erfüllung erhofft.

*Durch meine ganzen Lern- und Wanderjahre hat die Gestalt dieses Mannes ihre Bedeutung für mich gehabt. Er war in der Wirtschaft der bezeichnendste Vertreter einer Lebensführung, die in Zeiten revolutionärer Massenpolitik nur zu oft in ihrer Bedeutung übersehen wird, nämlich Träger einer schöpferischen, willensstarken, vorwärtsdrängenden und das Gewonnene erhaltenden Kraft. Nur Männer solchen Schlages sind es, die die Welt vorwärtsführen. Keine Masse gerät in Bewegung, wenn nicht Führer dieser Art entstehen. Unsere jetzige politische Zeit ist ein schlagender Beweis hierfür.*

*Aus dem Vorwort des Reichsbankpräsidenten Dr. Schacht zu W. Bacmeister „Emil Kirdorf. Der Mann — Sein Werk“.*



Aus F. A. Freundt: Emil Kirdorf.

Nadierung von Hermann Kätelhörn.

## Der 90. Geburtstag Emil Kirdorfs im Spiegel der deutschen Presse.

### Völkischer Beobachter.

Das Ruhrland hätte ein Anrecht, den 8. April d. J. festlich zu begehen, denn an diesem Tage wird einer seiner bedeutendsten Wirtschaftsführer 90 Jahre alt.

Es ist schon wahr, daß Männer Geschichte machen. In diesem Lande der „tausend Feuer“ hat das Wort sogar eine doppelte Bedeutung. Männer wie Grillo, Krupp, Kirdorf haben nicht nur die Geschichte dieses Landes beeindruckt, sie haben durch ihr Wirken dem ganzen Lande sein Gesicht gegeben, es durchfurcht, aufgebrochen, gestaltet, bis Ordnung und Impuls in ihm war nach dem Befehl ihres Hirnes und Herzens.

IV/55

### Rölnische Zeitung.

Für das Revier ist Kirdorf die symbolhafte Persönlichkeit. Die 90 Jahre seines Lebens waren nicht nur getragen von außerordentlichen und beispiellosen Erfolgen, sondern vor allem ausgefüllt mit rastloser Arbeit. Er hatte sich ein strenges Gesetz des Handels vorgeschrieben, das von hohem Verantwortungsgefühl diktiert war. Daß dieses Gesetz auch von anderen befolgt wurde, ist ein Beweis für die Kraft und Fruchtbarkeit der Ideen und Zielsetzungen dieser wirklichen Führerpersönlichkeit. Er hat eine hohe ethische Auffassung vom Amt des Industrie- und Wirtschaftsführers. Kirdorf war das Vorbild für eine Zeit, die nichts mehr forderte als wirkliche Führer.

187

## Frankfurter Zeitung.

Man verehrt Kirdorf in der Unternehmerwelt als den streitbarsten Verteidiger ihrer Rechte, obwohl oder gerade weil er nie Zeichenbesitzer war, sondern sich immer nur als Vollstrecker eines Auftrages fühlte; in der Arbeitererschaft grüßt man ihn mit vermehrtem Verständnis als den organisatorischen Förderer des brotgebenden Bergbaus, ihn, der in seiner Zeit der stärkste Feind der gewerkschaftlichen Organisationen war; in der ganzen Nation aber weiß man es zu schätzen, daß er seine Sache stets anständig führte und Mut bewies, und daß alles, was er tat oder unterließ, aus Vaterlandsliebe und Liebe fürs Revier geschah.

## Hamburger Fremdenblatt.

In Emil Kirdorf ehrt heute das industrielle Ruhrland einen der letzten jener großen Männer, deren Wille entscheidend in die Gestaltung dieses Landes eingegriffen hat. Dies „schwarze Revier“ ist ja nicht gewachsen und langsam geworden wie irgendeine Landschaft, dieses Industrieland mit seinen fünf Millionen Menschen ist in jähem Aufbruch weniger Jahrzehnte entstanden. Ihre Gestalter waren kaum zehn Männer, aber Kerle eines unwahrscheinlichen Formats an Wille, Energie und weitsichtigem Blick. Kaum begreiflich, daß noch einer von ihnen lebt, aus einer Zeit herübergehend, die längst Geschichte geworden ist . . .

Es formt das Gesicht dieses erfolgreichen Industrieführers, wenn von dem vierzigjährigen Kampf gesprochen sei, den dieser Mann gegen die Volksverfeuchung der marxistischen Zerlehre geführt hat, ein Kampf, dessen Hoffnungslosigkeit ihn erschütterte. Oder ist es nicht erschütternd, wenn der Achtzigjährige als Ergebnis eines arbeitsüberladenen Lebens in jenen trüben Tagen niederschreibt: „Ich werde leider mit der Überzeugung in die Grube fahren müssen, daß niemals in der Welt ein Volk würdeloser zugrunde gegangen ist als das deutsche.“

Die Vorsehung hat ihn davor bewahrt.

Heute ist „der alte Herr“ auf dem „Streithof“ bei Mülheim einer der glücklichsten Menschen Deutschlands. Er, der einmal dem Kaiser den ihm zugedachten Adel ablehnte, trägt heute an seinem Ehrentag das goldene Parteiabzeichen als Siegel einer stolzen Volksverbundenheit.

## Ruhr-Rhein-Wirtschaftszeitung.

Der Neunzigjährige hat in seinem Leben wirtschaftliche Erfolge errungen, wie sie nur selten jemandem vergönnt waren. Er hat aber niemals den Blick für die großen Zusammenhänge und allgemeinen Notwendigkeiten verloren. Sein Ehrentitel „Einiger des Ruhrbergbaus“ unterstreicht das Wirken für die Allgemeinheit nach der wirtschaftlichen Seite. Sein aufrechtes und mannhaftes Eintreten für politische Forderungen, die er im Gesamtinteresse des Volkes als notwendig erkannt hatte, führte ihn von der Bismardverehrung und der Kaiserfronde schon frühzeitig zu Adolf Hitler. Nichts im Leben dieses Mannes ist Schwachheit oder Wankelmüt. Alles ist lebenerfüllte Kraft, ist starke Einsatzbereitschaft für das große Ganze. Wie alle wirklich großen Menschen, hat Emil Kirdorf aber niemals das Kleine geringgeachtet und vernachlässigt.

Emil Kirdorf ist keiner von denjenigen Männern, die von schwächerer Güte oder von einer allzu menschlichen Sorge um den Nachruhm erfüllt sind. Wo es zu hassen und zu kämpfen galt, ist er allezeit auf den Plan getreten. Ob es dabei gegen die Kathedersozialisten oder die Rückgratlosigkeit der Regierungsstellen in den Kriegs- und Nachkriegsjahren ging, das spielt dabei nur eine untergeordnete Rolle. Vom „Streithof“ ging immer ein entschlossener und kampfbereiter Wille aus.

Emil Kirdorf hat sich das, was er im Leben erreichte, in hartem Schaffen selbst erarbeitet. Dem Neunzigjährigen ist es vergönnt, einen Rückblick zu halten, wie er kaum jemals einem Menschen beschieden war. Eine Rückschau auf ein arbeitsames und erfolgreiches Leben. Von ihm selbst und auch vom deutschen Volke wird es dabei als ein besonders segensreiches Geschick empfunden werden, daß der „Alte vom Streithof“ diesen Geburtstag in geistiger und körperlicher Frische begehen konnte, und daß ihm der Blick in die lebendige Gegenwart erschlossen blieb. Darum ist es auch um den „Streithof“ nicht einsam geworden. Und gerade von einem Tage wie dem 8. April 1937 werden neue und starke Ströme der Verbundenheit entstehen zwischen einem echten deutschen Unternehmer und seinem Volke.

## Deutsche Bergwerks-Zeitung.

Den einzig dastehenden wirtschaftlichen Aufstieg des Ruhrreviers haben nicht seine günstige geographische Lage und auch nicht sein Reichtum an Bodenschätzen verursacht; diese sind, von der Kohle abgesehen, sogar außerordentlich geringfügig. Bestimmend war vielmehr in erster Linie die Leistung hervorragender Unternehmer. Sie waren die Pioniere des Reviers, die es verstanden — gestützt auf einen Stamm treuer und guter Mitarbeiter —, den Ruhrbezirk zu seiner heutigen Bedeutung zu entwickeln. Einer der Größten, wenn nicht der Größte unter ihnen, ist Emil Kirdorf . . .

Weder der Trieb zum geldlichen Gewinn noch der Hang zum Herrschen und Beherrschen sind für das Lebenswerk Kirdorfs bestimmend gewesen. Die reineren Tugenden der pflichtbewußten Tat und des freudigen Schaffens im Dienst des Vaterlandes und der Wirtschaft leiteten ihn. Kirdorf ist einer von den wenigen ganz großen Wirtschaftspolitikern, auf die tatsächlich die Bezeichnung „Führer der Wirtschaft“ zutrifft.

Trotz aller Erfolge hat Kirdorf seine Person niemals in den Vordergrund gestellt. Um äußere Anerkennung ist es ihm nicht zu tun gewesen; er hat sie vielmehr in den Vorkriegszeiten, als sich andere um sie drängten, bewußt abgelehnt unter Verzicht auf die Gunst derer, auf die andere unendlichen Wert legten. Er wollte auch den Anschein der Vermutung vermeiden, daß er sich durch äußere Ehrungen gewinnen lassen könne für Dinge, die er aus Grundsatztreue abzulehnen vor seinem Gewissen sich verpflichtet fühlte. Statt sich an Schmeicheleien zu beteiligen, sprach er lieber Worte schärfster Kritik, wo er sie für notwendig hielt. Kirdorf konnte mit Recht und mit Stolz von sich sagen, daß er auch in den Fällen vor höchsten Stellen seine Meinung vertreten hat, in denen andere, die Kraft ihres Amtes zum Reden berufen gewesen wären, das Schweigen vorzogen.

Alle diese Eigenschaften machen aber noch nicht das Entscheidende des Wesens Kirdorfs aus. Es liegt begründet in seiner Auffassung vom Wesen des Unternehmertums. Für ihn ist „Unternehmer“ nicht ein „Beruf“ wie jeder andere, sondern eine „Berufung“, die zu höchsten Leistungen verpflichtet und ständig vom Dienst am Gemeinwohl sich leiten lassen muß, das seinerseits wieder seinen höheren Sinn in der unbedingten Hingabe an Volk und Nation zu erfüllen hat. Die Nation ging ihm stets über alles; Wirtschaft war für ihn immer nur Mittel zum Zweck des Dienstes an der Nation. Es war deshalb nur logisch, daß Kirdorf als erster der Ruhrunternehmer den Weg zum Nationalsozialismus und zum Führer fand . . . Durch Tat und Vorleben war Kirdorf Nationalist und Sozialist und damit Nationalsozialist in seltener Vollendung.

So aufgefaßt, vereint Kirdorf die Begriffe „Patriot“ und „Unternehmer“. Erst dieser Zusammenklang gab ihm die Überlegenheit des Führertums, die von keiner Seite angezweifelt wurde, und die letzten Endes beruht auf der Achtung vor einem Charakter, von dem jeder tief innerlich überzeugt ist, daß er seiner ganzen Natur nach nie und unter keinen Umständen anders als im Sinne des übergeordneten vaterländischen Wohles handeln konnte. Hierin liegt das Geheimnis der „Persönlichkeit Kirdorfs“ begründet. Seine auf reinster Uneigennützigkeit beruhende Charakterstärke begründet seine Autorität. Weil auch nicht der Schatten der Vermutung einer selbstfüchtigen oder von unlauteren Beweggründen geleiteten Handlung aufstauen konnte, war und ist es unmöglich, sich seinem Urteil und Einfluß zu entziehen. Genau so, wie in der Politik letzten Endes nur Charaktere das Geschick von Staaten und Völkern formen können, ist es auch in der Wirtschaft. Nur der Wirtschaftler, bei dem zur Sachkunde die Charakterstärke sich gefellt, ist wahrer Unternehmer.

Emil Kirdorfs reiches taterfülltes Leben ist nicht nur eine Erinnerung, sondern vor allem auch Verpflichtung — für die Lebenden und die Kommenden. Wer die Größe unseres Volkes und seiner Wirtschaft will, muß sich aus der Vergangenheit Klarheit verschaffen, wie Größe geschaffen werden und erhalten bleiben kann. Möge schon deshalb das Bild Emil Kirdorfs stets lebendig bleiben, vor allem auch bei denen, die aus eigenem Erleben nicht mehr wissen, wie unendlich schwer der Aufstieg der Industrie war!

Ein treuer Eckehard seines Volkes und seines Berufes, das ist Emil Kirdorf; vor dem Mann und seiner Leistung beugt sich das deutsche Volk, und nicht zuletzt der deutsche Arbeiter, an seinem Ehrentage in Verehrung und Dankbarkeit.

# Die Wendel- stein- bahn und ihr Erbauer.

Zum  
25jährigen Jubiläum  
der ersten  
deutschen Bergbahn.



Blick vom Wendelstein.  
Unten rechts im Tal Bayrisch-Zell.

Lichtbilder (2): Baumann.

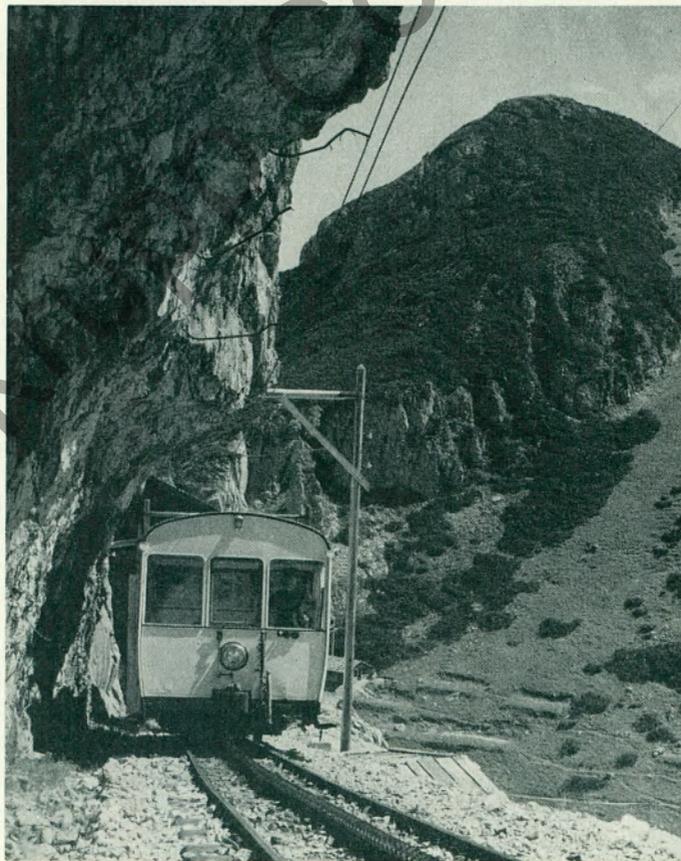
„Nie saß ein König auf einem prächtigeren Thron, als ich hier sitze. Der Schlund vor mir läßt sich in seiner Tiefe nicht ergründen. Ach mein teurer Freund, ich schreibe hier oben an einem Orte, wo noch keines Menschen Hand geschrieben, vielleicht auch keine mehr schreiben wird.“

So berichtete ums Jahr 1780 ein Bergsteiger im Bewußtsein seiner alpinen Heldentat nach Erzwingung des Wendelsteines, dessen Besteigung damals nach allgemeiner Ansicht „ein frevelhaftes Spiel mit dem Leben“ bedeutete. Der Briefschreiber konnte nicht ahnen, daß 130 Jahre später alljährlich tausende und tausende Postkarten auf eben demselben Berggipfel geschrieben würden, allerdings von Leuten, die nicht wie er, mit Hilfe ihrer eigenen Muskeln, sondern sanft und ohne Anstrengung in 75 Minuten Bahnfahrt von der Talstation Brannenburg am Inn mit einer elektrischen Zahnradbahn die Gipfelstation des Wendelsteins in 1740 m Höhe erreichen.

Die eigenartige Gestalt des Wendelsteins mag wohl die Hauptursache gewesen sein, daß der Berg schon verhältnismäßig früh vielfach erstiegen worden ist, denn eine Gipfelkapelle — etwas unterhalb der eigentlichen Wendelsteinspitze gelegen — besteht bereits seit dem Jahre 1718, und im Jahre 1882 wurde auf Betreiben des Münche-

ner Professors Max Kleiber ein Verein gebildet, der sich die Errichtung eines bewirtschafteten Unterkunftshauses zur Aufgabe machte. Im nächsten Jahre konnte dann die Eröffnung dieses Hauses, des ersten seiner Art in Bayern, in Gegenwart vieler Freunde festlich begangen werden. 1887 wurde das Haus vergrößert, so daß rund 100 Lagerstätten vorhanden waren. Diese Vergrößerung war notwendig, denn die Besucherzahl des Wendelsteins stieg von Jahr zu Jahr. Wie das Gipfelbuch ausweist, waren es im Jahre 1874 nur noch 740, die den Berg erstiegen; aber im Jahre der Eröffnung des Unterkunftshauses (1883) stieg die Besucherzahl auf 3700, 1890 auf 6300, 1900 sogar auf 8300.

Es liegt auf der Hand, daß das steigende Interesse für den Wendelstein zu der Frage drängte, ob es nicht angebracht sei, die Schönheiten dieser voralpinen Landschaft auch jenen Kreisen durch eine Bergbahn zu erschließen, denen es aus diesem oder jenem Grunde versagt war, selbst mit Rucksack und Nagelschuhen die Bergspitze zu erklimmen. Der Bergsteiger kam ohnehin auch dann noch immer auf seine Rechnung. Denn es blieb ihm ja unbenommen, die alten bekannten Anmarschwege von Bayrisch-Zell, Birkenstein, Feilnbach oder Brannenburg zu benutzen, die ihn im dreibis vierstündigen Aufstieg zum



Die Wendelsteinbahn.

Gipfel brachten. So konnte also vom Standpunkte der Touristik kein Einwand gegen eine Wendelsteinbahn erhoben werden.

Bereits im Jahre 1905 lag ein Plan vor, den Wendelstein durch eine 13 km lange Bahn von Norden her dem größeren Verkehr zu erschließen. Ein anderer Plan sah im Anschluß an die Völkabahn Schliersee—Bayrischzell von der Station Weitaus aus eine Zahnradbahn vor und von da eine Drahtseilbahn auf den Wendelstein. Ein dritter Plan befaßte sich mit der direkten Linie von Bayrischzell aus. Aber alle Vorschläge, über die viel gestritten und geschrieben wurde, traten in den Hintergrund, als im Jahre 1908 Otto Steinbeis in Brannenburg den Bau einer Bahn von diesem Orte aus über die Ostseite des Wendelsteins ins Auge faßte.

Den damals schon fast Siebzigjährigen reizte dabei vor allem die technische Seite der Aufgabe. Konnte er doch hierbei seine im Auslande gesammelten vielseitigen persönlichen Erfahrungen gerade auf dem für Deutschland bis dahin unbekanntem Gebiet der Streckenführung einer Bergbahn nunmehr praktisch erproben und einsetzen.

Dabei war es für ihn von wesentlicher Bedeutung, daß fast das gesamte Wendelsteingebiet sein persönlicher Besitz war.

Trotzdem stellten sich anfänglich diesem Plan neben erheblichen Widerständen sachlicher und persönlicher Natur infolge der weit ausholenden Streckenführung der Bahn Fragen der Grundabtretung hindernd in den Weg; aber ein fester Wille und zähe Ausdauer überwanden diese Schwierigkeiten. Es galt vor allem, die Bahn vor Betriebsstörungen durch Wind, Schnee und Lawinen zu sichern. Ein Weg, der diese Voraussetzungen bot, mußte den jäh abstürzenden Felsabhängen durch Sprengungen gewaltsam abgerungen werden. Der Verbrauch von 35 000 kg Sprengstoff zeugt von der Mächtigkeit der weggesprengten Massen. Brücken und starke Stützmauern, Einschnitte und Tunnels mußten unter den schwierigsten Umständen erbaut werden. 800 Arbeiter schafften zwei Jahre lang an diesem Werk, das am 25. Mai 1912 als erste deutsche Alpenbahn dem Verkehr übergeben werden konnte. Der „gemischte“ Betrieb der Wendelsteinbahn ermöglicht es den Lokomotiven, die Züge sowohl auf den Reibungsstrecken als auch auf den Bahnhauptstrecken mit der gleichen Sicherheit zu ziehen. Die größte Steigung beträgt 23%. Jeder Zug, der aus einer Lokomotive und zwei Wagen besteht, kann rund 100 Personen befördern. Die Gipfelstation bildet gleichzeitig das Erdgeschos eines großen, von dem bekannten Münchener Baumeister Gabriel von Seidl erbauten modernen Berg-hotels.

Doch nicht nur im Sommer finden Tausende dank der Bergbahn den Weg zum Gipfel, um das unvergesslich schöne Alpenpanorama zu genießen, sondern die Bahn hat, in verständnisvollem Zusammenarbeiten mit dem Deutschen Touring-Club, der die Wintermarkierung des Gebiets sowie die Errichtung einer Schihütte übernahm, den Wendelstein auch zu einem rechten Wintersportgelände gemacht. Die Bergbahn befördert jährlich 80 000 Personen, dazu kommen noch die Fußgänger. Diese Zahl spricht für sich und zeigt die große Bedeutung dieses neuzeitlichen Verkehrsmittels für die Erschließung des Wendelsteingebietes.

Wer war nun Otto von Steinbeis, der Erbauer der Wendelsteinbahn? Als Sohn des württembergischen Gewerbeförderers Ferdinand von Steinbeis\* am 7. Oktober 1839 geboren, trat Otto im Alter von

24 Jahren, nach Abschluß seiner technischen Studien in Stuttgart und Paris, einem Konfortium in Brannenburg am Inn bei, das die Verwertung des dortigen Holzbestandes betrieb. In dem bisher noch fast unerschlossenen Gebiet mußte eine geregelte Waldbewirtschaftung eingeführt werden, und weiter war es für die Verwertung des Waldbestandes notwendig, Verkehrswege zu schaffen. Die Wirtschaftskrise der 1870er Jahre veranlaßte Steinbeis, ausgedehnte Hochbauarbeiten für die Gotthardbahn im Tessin zu übernehmen. Weiter errichtete er im Kolbermoor ein Tonwerk, das sich recht gut entwickelte. Die Anteile seiner früheren Mitinhaber waren fast alle von ihm abgelöst worden, so daß die Firma in den 1880er Jahren in seinen Alleinbesitz übergegangen war.

Kege und fortschrittlich, wie Otto von Steinbeis veranlagt war, wandte er auch der damals aufblühenden Elektrizitätsindustrie sein lebhaftes Interesse zu. So baute er eine der ersten elektrisch betriebenen Bahnen, die für sein Zweigwerk in Rosenheim vom Bahnhof zum Sägewerk führte, und ebenso stellte er als einer der ersten das Telephon in den Dienst seiner Firma, indem er die einzelnen Niederlassungen seines Unternehmens telephonisch verband.

Als anfangs der 1890er Jahre der Nonnensträß in den oberbairischen Waldungen großen Schaden anrichtete, baute Steinbeis große Waldbahnen und Transportanlagen, und diese Arbeiten leiteten dann über zu dem größten Unternehmen, das Steinbeis ins Leben gerufen hat. Nachdem die österreichische Regierung Bosnien und die Herzegowina im Jahre 1878 besetzt hatte, richtete sie, um diese Länder wirtschaftlich zu erschließen, ihre Aufmerksamkeit auf die ungeheuren Wälder, deren Nutzbarmachung aber infolge ihrer Entlegenheit nur im größten Stille durchgeführt werden konnte. Steinbeis übernahm das Wagnis, gründete eine Aktiengesellschaft, erbaute Bahnen, deren Länge über 1000 km betrug, errichtete große Sägewerke sowie eine ausgedehnte Hafenanlage in Sebenico und eine Zellulosefabrik. Die Firma beschäftigte

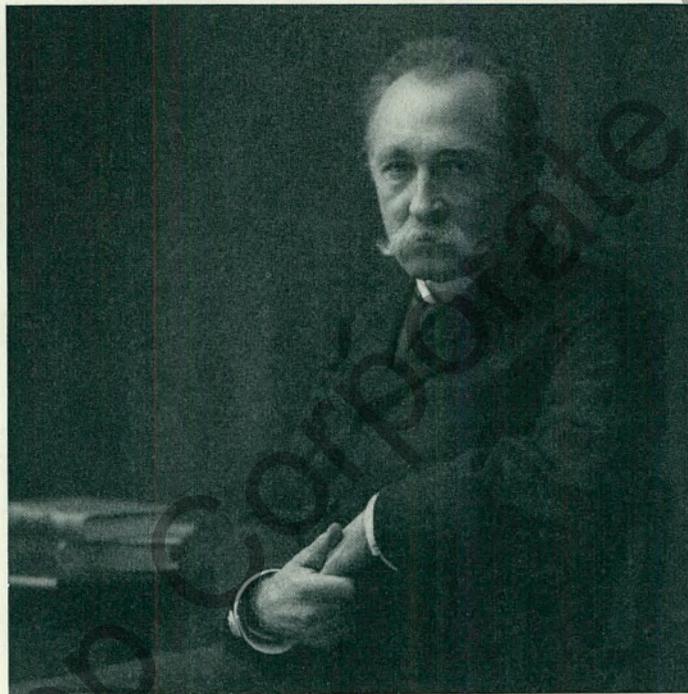
zeitweilig bis zu 12 000 Arbeiter, und ihre Holzzeugnisse gingen in alle Weltteile. Der Krieg und vor allen Dingen die politischen Veränderungen der Nachkriegszeit bereiteten dieser Tätigkeit Steinbeis' ein Ende.

Den langgehegten Plan, die Wendelsteinbahn zu erbauen, konnte er erst als Siebzigjähriger ausführen. Wir haben gesehen, daß aber auch dieses Unternehmen in den fünfundsiebenzig Jahren seines Bestehens eine er-spriessliche Tätigkeit entfaltet hat.

So war das Leben des Unternehmers Otto von Steinbeis — dem gleich seinem Vater der persönliche Adel verliehen wurde — von ebensolchen Erfolgen begleitet wie das seines Vaters, der sich um die gewerbliche und industrielle Erschließung Württembergs unsterbliche Verdienste erworben hat. Weit über Brannenburg, den eigentlichen Sitz seiner Tätigkeit, hinaus bewahrt man das Andenken an Otto von Steinbeis in der Bevölkerung als eines erfolgreichen Kaufmanns und Unternehmers, dem man ungeheures Vertrauen entgegenbrachte und der dieses Vertrauen nie mißbrauchte. Er starb am 27. Dezember 1920 im Alter von 81 Jahren.

J. H. Dickmann.

Schrifttum: Aug. Sieghardt: Der Wendelstein und seine Bergbahn. München o. J. Die Wendelsteinbahn. Prometheus 23 (1911/12) S. 725/26. Alfred Kublo: Otto von Steinbeis. Aus „Geschichte der bayerischen Industrie“ des gleichen Verfassers. München 1926.



Otto von Steinbeis.

\* Vgl. „Das Werk“ 1935, S. 229/30.

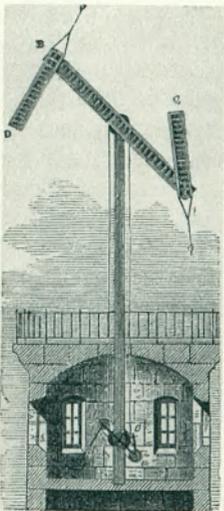
# Technische Gedenktage.

29. 4. 1815 schrieb Goethe an den durch seine Bändmaschine bekannt gewordenen Professor Johann Wolfgang Doebereiner in Jena folgenden Brief über das Siegerländer Eisen: „Als ich die Stelle las, welche auf dem folgenden Blatte ausgeschrieben ist (es handelt sich um eine Stelle in der Reisebeschreibung des Chevaliers Chardin durch Persien [Voyage du Chev. Chardin en Perse, Tome IIIe, pag. 29]), mußte ich mich der interessanten Bemerkung erinnern, welche mit Erw. Wohlgeboren vor einiger Zeit mittheilten, daß es eigentlich die Beimischung des Braunsteins sei, welche dem Eisen die Eigenschaft verleihe, Stahl zu werden. Daher also mag es kommen, daß die Siegenischen und Dillenburgischen Eisensteine bequemer vortrefflichen Stahl liefern, weil sie innig mit Braunstein gemischt sind, der sich also schon beim Ausschmelzen mit dem Eisen verbindet. Dieselbe Bewandnis mag es mit dem indischen haben, wahrscheinlich in einem höheren Grade.“

Rechts: Siegerländer Hüttenmann.  
Nach einer Zeichnung von Wilhelm Scheiner.  
Archiv Dickmann.



12. 4. 1793 wurde mit Hilfe des optischen Telegraphen von Chappe innerhalb 11 Minuten der erste Telegrammwechsel ausgetauscht. Die Linie führte von Pelleretier St. Fargeau nach St. Martin du Thertre und hatte eine Länge von 70 km. Das erste Telegramm lautete: „Daunou ist hier angekommen, er kündigt an, daß der Nationalkonvent seinen Sicherheitsausschuß autorisiert hat, die Papiere der Deputation zu versiegeln.“ Und die Antwort lautete: „Die Bewohner dieser reizenden Gegend machen sich durch ihre Achtung gegen den Nationalkonvent und dessen Gesetze der Freiheit würdig.“ Die Chappes-Telegraphen bestanden aus kleinen Beobachtungshäusern, auf dem ein senkrechter Mast mit einem Querbalken angebracht war, der ebenso wie die

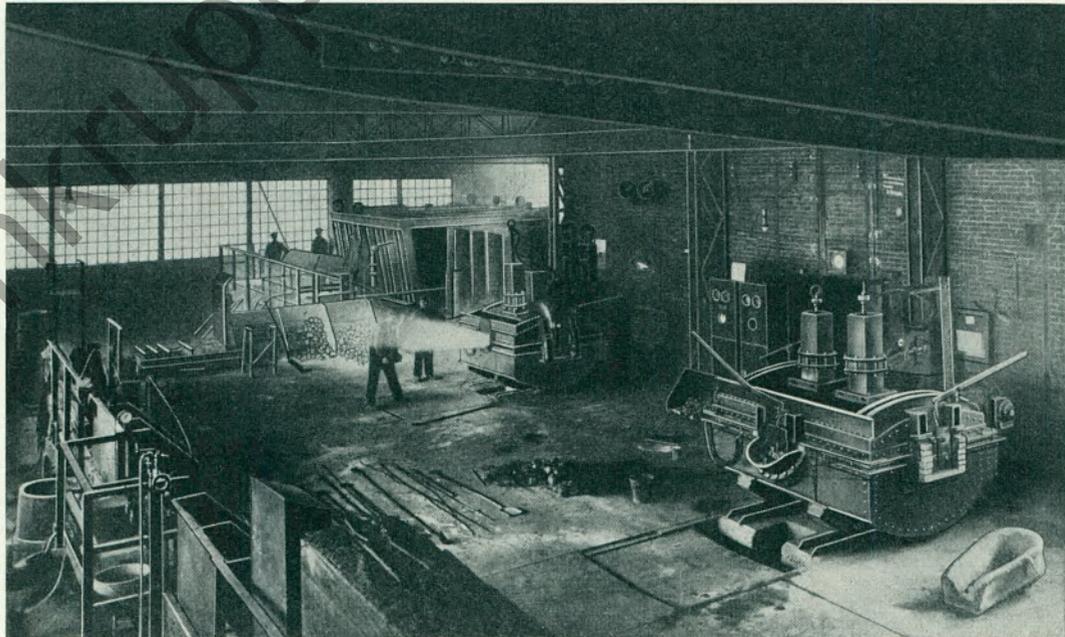


Der Chappesche Telegraph.

(Aus „Buch der Erfindungen“,  
7. Aufl., 2. Bd.,  
Leipzig-Berlin 1877.)

beiden am Ende dieses Querbalkens befestigten Arme drehbar war. Die Verstellung des Balkens und der beiden Arme geschah vom Beobachtungshaus aus. Der erste derartige Telegraph in Deutschland wurde im Jahre 1794 in der Nähe von Karlsruhe erbaut.

10. 4. 1863 wurde zu Harcourt in der Normandie Paul Héroult als Sohn eines Verbereibesitzers geboren. Seine hüttenmännischen Studien, die er an der Ecole des Mines zu Paris begonnen hatte, mußte er aufgeben, um das väterliche Geschäft zu übernehmen. Doch fesselte ihn die elektrochemische Gewinnung der Metalle derartig, daß er sich eine kleine Versuchsanlage baute und die Gewinnung von Aluminium auf elektrischem Wege versuchte. Seine Erfolge führten schließlich zur Errichtung von Aluminiumfabriken in Neuhausen (Schweiz), in Forges sowie in La Praz (Savoie). Später gelang es ihm auch, Eisenlegierungen, wie Ferrochrom und Ferrowolfram, sowie Flußstahl im Elektroofen zu erzeugen. Sein Ofen wurde durch Mitarbeit von Franz Richard Eichhoff weiter ausgebildet, und im Jahre 1906 konnte als einer der ersten Elektrotahlöfen Deutschlands auf den Stahlwerken von Richard Lindenberg in Remscheid ein abgeänderter Héroult-Ofen in Betrieb genommen werden.



Elektrotahlöfenanlage, System Héroult-Lindenberg  
auf den Stahlwerken Richard Lindenberg in Remscheid.

Lichtbild: Deutsche Edelstahlwerke.

# Kennen Sie sich selbst?

Von Dr. W. Sievert.

„Erkenne dich selbst!“ Dieser Satz stand bekanntlich über dem Eingang des Tempels zu Delphi. Er hat seitdem nichts an „Aktualität“ verloren, denn der moderne Mensch interessiert sich nicht weniger lebhaft als die alten Griechen für die Erkenntnis seines eigenen Selbst. Neuerdings hat sich auch die Wissenschaft sehr eingehend mit den Problemen der Selbsterkenntnis beschäftigt; besonders deutsche Forscher haben auf diesem Gebiet in letzter Zeit eine ganze Reihe wichtiger neuer Aufschlüsse erreichen können.

Niemand erkennt seine eigene Stimme!

Der Berliner Gelehrte Dr. W. Wolff berichtete kürzlich über sehr interessante Versuche, die er am Psychologischen Institut der Universität Berlin zur Frage der Selbstbeurteilung des Charakters angestellt hat. Einige Ergebnisse dieser Experimente sind ganz besonders überraschend: der Mensch scheint sich selbst so wenig zu kennen, daß er in den meisten Fällen nicht einmal seine eigene Stimme zu erkennen vermag! Die Versuche wurden so vorgenommen, daß man eine größere Zahl von Personen in einen Parlographen (Apparat zur Aufnahme und Wiedergabe der Sprache) sprechen ließ und dann jedem einzelnen seine Stimme sowie die der anderen Versuchspersonen vorführte. Es zeigte sich nun, daß die Stimmen von guten Bekannten stets sofort erkannt wurden, die eigene Stimme aber erkannte unter allen Sprechern nur einer, und der war von Beruf Rezitator. Zunächst hatten die Versuchspersonen nicht gewußt, daß sich unter den vorgeführten Stimmen ihre eigene befand; dann aber wurde ihnen mitgeteilt, daß die eigene Stimme unter den übrigen „herausgesucht“ werden sollte. Trotz diesem Hinweis gelang es mit Ausnahme des Rezitators keiner einzigen Versuchsperson, ihre Stimme ohne weitere Hinweise zu erkennen.

Hierauf wurde ein zweites Experiment vorgenommen: Man ließ die Versuchspersonen eine Anzahl der vorgeführten Stimmen charakterologisch beurteilen — jeder sollte sagen, welches Bild von der Persönlichkeit des betreffenden Sprechers ihm die Stimme vermittelte. Die auf diese Weise gewonnenen Charaktergutachten stimmten in den meisten Fällen untereinander und in bezug auf den Charakter der analysierten Personen recht gut überein. Das Interessanteste dabei aber war die Art und Weise, in der die Versuchspersonen ihren eigenen Charakter nach ihrer — von ihnen nicht erkannten — Stimme beurteilten. Es zeigte sich, daß die auf diese Weise zustandekommenen unbewußten Selbstbeurteilungen besonders gründlich waren — allerdings waren sie keineswegs immer richtig, sondern im Gegenteil meistens falsch. In der Mehrzahl der Fälle war die unbewußte Selbstbeurteilung zu günstig; sie gab das Wunschbild wieder, das die Versuchsperson von sich hatte, nicht über den wirklichen Charakter. So berichtet Dr. Wolff, daß über eine und dieselbe Stimme von Fremden das Urteil „langweiliger Pedant“ abgegeben wurde, während die Selbstbeurteilung „exakter Mathematiker“ lautete; in einem anderen Falle wurde eine Stimme mit „oberflächlich und nachlässig“ beurteilt, während sie der Selbstbeurteiler als die einer „geborenen Führernatur“ bezeichnete.

Das Wunschbild des Menschen.

Diese Versuche zeigen sehr deutlich, wie leicht sich der Mensch zu einer falschen Beurteilung seines eigenen Charakters verleiten läßt — wie sehr er dazu neigt, das Wunschbild seiner selbst mit der Wirklichkeit zu verwechseln.

Zu dem gleichen Ergebnis gelangten auch ganz andere Versuche, die vor einiger Zeit am Hamburger Psychologischen Institut vorgenommen wurden. Man legte in Hamburg einer großen Zahl von Versuchspersonen ein Charaktergutachten vor, das angeblich auf Grund ihrer Handschrift ab-

gefaßt worden war, in Wirklichkeit aber ein reines Phantasieprodukt darstellte. Dieses Gutachten war ziemlich schmeichelhaft abgefaßt — und prompt ließen sich sämtliche Versuchspersonen (es waren über hundert Angehörige der verschiedenen Berufsschichten) täuschen und erklärten das gefälschte „Gutachten“ für durchaus zutreffend. Auch dieser in allen Fällen immer wieder bestätigte Irrtum kommt zu einem wesentlichen Teile dadurch zustande, daß die Versuchspersonen ihr Wunschbild in dem „Gutachten“ wenigstens teilweise wiederfanden; außerdem haben psychologische Feststellungen der letzten Zeit ganz eindeutig ergeben, daß die subjektiven Faktoren bei der Beurteilung der eigenen Charaktergutachten so stark mitspielen (Angstlichkeit vor der Beurteilung, neugierige Spannung, Suggestivwirkung), daß eine wirklich objektive Kontrolle über die Wahrheit eines solchen Gutachtens durch die charakterisierte Person selbst fast niemals möglich ist.

Selbsterkenntnis mit Hindernissen.

Wir sagten, daß nach den neuesten experimentellen Befunden der Mensch weder seine Stimme erkennt, noch die Richtigkeit oder Falschheit eines über ihn abgegebenen Charaktergutachtens wirklich zu beurteilen vermag. Nun gibt es aber einige ganz einfache, für jeden Menschen spezifische Erscheinungen, die also nur für ihn in Betracht kommen, etwa sein Gesicht, seine Hände, seine Schrift, seine Art, sich auszudrücken — diese ganz persönlich gefärbten und beeinflussten Dinge werden doch wohl ohne weiteres bei der „Vorführung“ erkannt werden können? Die Antwort ist überraschend genug: Niemand erkennt seine eigene Hand, selten jemand seine Schrift, ja unter gewissen Voraussetzungen nicht einmal das Gesicht! Dieses Ergebnis haben Versuche gezeigt, über die kürzlich in der „Umschau“ berichtet wurde. Das Gesicht und die Hände der Versuchsperson wurden photographiert, ohne daß sie es bemerkte. Nunmehr wurden jeder Versuchsperson eine Anzahl Gesichtsfotographien — darunter die eigene — vorgelegt, bei denen Wangen und Hinterkopf abgedeckt waren, also nur das Profil sichtbar blieb. Es zeigte sich, daß nur in Ausnahmefällen das Profil richtig erkannt wurde; es zeigte sich ferner, daß niemand seine eigenen Hände erkannte, wenn ihm deren Photographie zusammen mit denen anderer Personen vorgelegt wurde. Die Schriftproben wurden, um die Aufgabe etwas zu erschweren, in Spiegelschrift vorgelegt, ohne daß sonst irgendeine Veränderung an den Buchstaben vorgenommen wurde. Die Versuchspersonen erkannten ihre eigene Schrift häufig überhaupt nicht, in anderen Fällen nur unter großen Schwierigkeiten.

Seltenerweise ließ sich dagegen feststellen, daß der Mensch von allen Ausdrucksmöglichkeiten seines Wesens am besten und sichersten den Gang erkennt; wenn man die Versuchspersonen beim Gehen filmte und dann den Film so vorführte, daß der Kopf nicht zu sehen war, so erkannten sie sich am Gang sofort wieder — trotzdem zahlreiche Personen auf dem Film zu sehen waren und alle die gleiche Kleidung trugen. Der Mensch scheint also in seinen Gang so viel von seiner eigenen Wesensart hineinzulegen, daß er sich selbst auf Grund des Ganges besser erkennt als auf Grund seiner Handschrift oder seiner Stimme.

# Wissen und Fortschritt.

## Dreißig Jahre Zeitlupe.

Anfangs des Jahres 1907 führte ein österreichischer Weltpriester, Professor August Musger, zum ersten Male Zeitlupenaufnahmen den Professoren und Studenten der Universität Graz vor. Kurz vorher, 1906, hatte er den von ihm erfundenen Zeitlupenapparat patentiert erhalten. Damals war die Kinematographie erst acht Jahre alt, sie steckte also noch in den Kinderschuhen. Um so bewunderungswürdiger ist es, daß schon in der Frühzeit der Kinematographie ein steirischer Geistlicher sich in seiner Freizeit mit ihr beschäftigte und tatsächlich größte Erfolge erringen konnte. Welche ungeheure Bedeutung Zeitlupenaufnahmen haben — sowohl für Wissenschaft und Technik als auch z. B. für Sport —, weiß heute jedermann. Doch nur die wenigsten wissen, wer ihr Erfinder war. Sein Name ist fast vergessen, wenn auch sein Werk weiter vervollkommenet wurde und lebt.

Professor Musger kam zum Zeitlupenapparat, indem er sich damit befaßte, die kinematographischen Vorführungsapparate so zu verbessern, daß sie flimmerlose Bilder ergaben. Professor Musger schlug vor, die bis dahin übliche ruckweise Fortbewegung der Filme bei der Vorführung nicht durch eine rotierende Blendenscheibe zu verdecken, sondern die Filme stetig zu bewegen und diese Bewegung durch einen rotierenden Vielkantspiegel auszugleichen. Dieser „Spiegelausgleich“ fand bald Anklang. Nebenbei war damit auch die Zeitlupenkinematographie erfunden. Filme, die nämlich mit hoher Bildfrequenz aufgenommen worden sind, ergeben die als Zeitlupeneffekt bezeichnete Verlangsamung, wenn man sie in der durch Musger verbesserten Vorführungsapparatur mit 15 bis 25 Bildern je Sekunde abspielen läßt.

Wie so oft, hat auch der Erfinder der Zeitlupenkinematographie aus seiner Erfindung keinen Nutzen ziehen können. Wohl erhielt er ein Patent auf sein Werk, wohl wurde eine eigene Gesellschaft (mit beschränkter Haftung) in Ulm gegründet, die unter Leitung eines Geldmannes mit zu beschränkten Mitteln, Freiherrn von Wangenheim, stand. Sie sollte die Erfindung des Geistlichen ausnutzen — doch haben andere sie ausgenutzt. Musger konnte seine Vorrichtungen in Berlin einigen Fachleuten vorführen, er erntete viel Bewunderung und Lob — aber die Zeit war noch verfrüht, vielleicht war die Apparatur auch noch nicht auf voller Höhe. Niemand war da, der sie damals vervollkommenet hätte; und als sich die Fachwelt mit den Zeitlupenaufnahmen mehr zu beschäftigen begann, da war die Ulmer Firma schon lange infolge Zahlungsschwierigkeiten aufgelöst worden. Und Professor Musger war gezwungen, sein Patent verfallen zu lassen, da er nicht die Mittel aufbringen konnte, es weiterzuführen. Übrigens hatte er noch eine zweite Erfindung gemacht und sie dem Patentamt in Wien eingereicht, ohne daß es allerdings zu einem Patent gekommen wäre: es handelte sich dabei um nicht weniger als den Entwurf eines elektrischen — Fernsehapparates!

Die ersten Zeitlupenfilmapparate, die mit Erfolg gebaut und alsbald nach allen Ländern der Erde verkauft wurden, stammten aus den deutschen Ernemann-Werken zu Dresden. Sie wurden nach den Plänen von Heinrich Lehmann in Dresden konstruiert; dieser wiederum bediente sich dabei der Ideen von Professor Musger. Lehmann hat dies in Briefen an den inzwischen verstorbenen Geistlichen offen bekannt. R. S.

## Die chemischen Elemente sind „allgegenwärtig“.

Die beiden deutschen Chemiker Dr. J. und Dr. W. Noddack in Freiburg i. Br. haben in den letzten vierzehn Jahren ungezählte Mineralanalysen durchgeführt. Und sie sind nunmehr zu dem Schlusse gekommen, daß alle chemischen Elemente in allen Mineralien der Erdoberfläche enthalten sind; nur die Konzentrationen, also die Mengen, in welchen die einzelnen Elemente in den verschiedenen Mineralien vorhanden sind, sind recht verschieden. Gold und Silber und die seltenen radioaktiven Elemente sind ebenso in allen Gesteinen der Erde vorhanden wie Silizium und Natrium und andere, wenig beachtete, weil weitverbreitete Elemente. Die beiden deutschen Forscher sprechen daher von der „Allgegenwart“ der chemischen Elemente in den Mineralien.

Es gibt weiter nach den Untersuchungen der DDr. Noddack eine Grenzkonzentration für jedes Element, mit welcher es zumindest (wenn nicht in größerer Menge) in jedem Mineral vorhanden ist. Freilich liegt die Grenzkonzentration für die meisten Elemente so tief, daß das Vorkommen der betreffenden Elemente in dieser geringen Konzentration früher meist übersehen werden mußte. Erst die Verfeinerung der Mineralanalyse, die Einführung der optischen und der Röntgenspektroskopie, verbunden mit chemischer Anreicherung, ermöglichte ihren Nachweis.

Die Ursache der Allgegenwart der Elemente, die sogar schon zahlenmäßig angegeben werden kann, ist in der Bildungsweise der Mineralien, also letzten Endes in der Art der Entstehung und Abkühlung der Erdoberfläche zu suchen. Umgekehrt gestattet die Tatsache der Allgegenwart der Elemente, Schlüsse zu ziehen auf die Vorgänge bei der Bildung der Erdrinde.

Die Tatsache der Allgegenwart der Elemente verlangt, daß die Chemiker in Zukunft bei der Wiedergabe chemischer Analysen stets sagen, bis zu welcher Konzentration auf eines der neunzig Elemente hin geprüft wurde, während man bisher einfach sagte, ein Element, das man nicht auffand, sei „nicht vorhanden“. Das ist ungenau — denn in Wahrheit ist es wohl vorhanden, wenn auch in für die Messung zu geringer Menge! R. S.

## 10600 Kilometer Passagierflug in drei Tagen!

Wir sprechen hier nicht von Rekordleistungen einzelner — nein, wir wollen eine Tatsache verzeichnen, die ohne jede Rekordabsicht eingetreten ist und die jeder von uns, wenn er dazu Lust und Geld hat oder wenn er aus beruflichen Gründen dazu bemüht ist, jederzeit wiederholen kann: 10600 Kilometer — fahrplanmäßig! — innerhalb dreier Tage zurücklegen, das heißt in dieser kurzen Zeit von Deutschland nach Kalifornien an der Westküste Amerikas fliegen.

Ich sprach dieser Tage einen Mann, einen Kaufmann, ohne irgendwelche Sport- und Höchstleistungsabsichten, einen noch jungen, nüchternen Geschäftsmann; Louis Artieres ist sein Name. Dieser Mann war freitags, nachts 10 Uhr, in Frankfurt am Main mit dem Luftschiff „Hindenburg“ in Deutschland — wo er große Einkäufe getätigt hatte — aufgestiegen; Montag zeitlich früh landete er am New Yorker Flughafen Lakehurst, nahm ein Auto und fuhr zum Flugplatz von Newark, wo er alsbald ein Flugzeug nach Kansas City besteigen konnte. Hier, im Mittelwesten der Vereinigten Staaten, traf Mr. Artieres Montag, 3 Uhr 40 Minuten nachmittags, ein. Er wechselte die Maschine und konnte fahrplanmäßig um 4 Uhr 16 Minuten nach San Franzisko aufsteigen, dem Endziele seiner Reise, wo er um 11 Uhr 24 Minuten nachts eintraf. Berücksichtigt man nicht die neun Stunden Zeit, die er auf seinem Westfluge von Deutschland bis Kalifornien durch Kreuzung der Zeitzonen gewonnen hatte, so ergibt sich, daß dieser Reisende — und jeder andere, der es zu tun wünscht — 6600 Meilen oder rund 10600 Kilometer innerhalb 3 Tagen, 1 Stunde und 24 Minuten ohne jede Anstrengung zurückgelegt hatte!

Ich ging der Sache nach und konnte noch feststellen, daß Mr. Artieres doch einen Rekord aufgestellt hatte. Er machte die rascheste Reise, die bisher jemand von Deutschland nach Kalifornien unternommen hatte; dabei hatte er gar nicht die Absicht, ein Rekordhalter zu werden! R. S.

## Ein stürzender Stern.

Er nähert sich mit 110 Kilometer Sekundenschnelle.

Im Jahre 1916 wurde in Amerika von dem Astronomen Barnard auf photographischem Wege ein Stern entdeckt, der mit fabelhafter Geschwindigkeit auf uns zugestürzt kommt. Begreiflicherweise hat dieser Stern die Aufmerksamkeit aller Astronomen auf sich gelenkt, denn man vermutet, daß er ein Irtiläufer im Weltraum ist, der sich aus einem benachbarten Sternhaufen verloren hat und in unser lokales Sternsystem einbrang.

Dieser Stern, der mit einem kleinen Fernrohr im Sternbilde des „Schlangenträgers“ (Ophiuchus) aufzufinden ist und dem mit freiem

Auge sichtbaren Stern 66 in etwas nördlicher Richtung vorausgeht, nähert sich uns in der Blickrichtung mit 110 Kilometer Geschwindigkeit in der Sekunde. Er ist also fünfmal schneller als unsere Sonne, und man hat ihm daher den Namen „Barnardscher Schnellläufer“ oder „Pfeilstern“ gegeben. Die Strecke, die er in einem Jahre zurücklegt, ist rund 3500 Millionen Kilometer und kommt fast dem Halbmesser unseres ganzen Sonnensystems, bis zum Neptun gerechnet, gleich.

Seit seiner Entdeckung ist der Pfeilstern ein interessantes Beobachtungsobjekt der Astronomen, denn die erste Aufgabe war zunächst, seine augenblickliche Entfernung festzustellen, um ausrechnen zu können, wann er in kritische Nähe zur Sonne gelangt. Das Resultat dieser Berechnungen führt uns ein äußerst interessantes Bild vor Augen, das uns beweist, daß eine kritische Begegnung zweier Sterne im Weltraum wenn auch äußerst selten, so doch immerhin möglich ist.

Nach eingehenden Ermittlungen beträgt die derzeitige Entfernung des Pfeilsternes noch 56 Billionen Kilometer oder 5,9 Lichtjahre. Diese Entfernung verringert sich nun jährlich um 3500 Millionen Kilometer, und es werden daher noch Jahrtausende darüber vergehen, bis er sich in nächster Nähe unserer Sonne befindet.

Die weiteren Ermittlungen ergaben, daß seine Bewegungsrichtung keine absolut geradlinige zur Sonne ist, sondern sie schließt mit der Geraden von ihm zur Sonne einen Winkel von etwa 40 Bogengraden ein. Diesem Umstande haben wir es zu verdanken, daß es zu einer Katastrophe nicht kommen kann; denn unter Zugrundelegung dieser Abweichung hat man berechnet, daß der Pfeilstern, sofern er sich in größter Sonnennähe befindet, schon ins Sternbild des „Drachen“ zu stehen kommt. Und das dürfte erst in etwa 10 000 Jahren der Fall sein. Sein kürzester Abstand von der Sonne wird dann immerhin noch vier Lichtjahre betragen: eine Entfernung, die so groß ist, daß man ihn mit freiem Auge kaum wahrnehmen wird, weil er ein Zwergstern von rotem Typus ist, dessen Oberflächentemperatur nur etwa 3500 Grad beträgt.

Obwohl der stürzende Stern keine direkte Gefahr für uns bildet, ist es doch nicht ausgeschlossen, daß er irgendwann und irgendwo eine Himmelskatastrophe verschulden kann; denn bei seinem Sturzflug durch den Weltraum kann es leicht passieren, daß er mit einem anderen Stern zusammenstößt, wenn er die kritische Distanz erreicht und die gegenseitigen Anziehungskräfte zu wirken beginnen. Zwar sind die Sterne im Weltraum ungeheuer weitläufig verteilt, aber das schließt nicht aus, daß Zusammenstöße sich häufiger ereignen können, als man theoretisch annimmt. Es wandern nämlich noch viele dunkle (erloschene) Weltkörper durch den Raum, die eine stete Gefahr für Zusammenstöße bilden.

Die kritische Distanz richtet sich nun ganz nach der Masse der sich begegnenden Sterne. So beträgt zum Beispiel die kritische Distanz, in der uns ein Fixstern mittlerer Masse gefährlich werden könnte, etwa 15 000 Millionen Kilometer. Der Pfeilstern würde uns also erst dann gefährden können, wenn er bis an diese Entfernung herankäme. Wie aber die Berechnung ergibt, wird er bei seinem kürzesten Abstand zur Sonne noch zweitausendmal weiter als die kritische Distanz entfernt sein.

Wir können daher mit Ruhe dem Verlauf seines Gasspiels als fremder Eindringling auf unserer Weltbühne entgegensehen. A. D.

## Das kleine Washington.

Washington, die Bundeshauptstadt der Vereinigten Staaten, ist eine — Kleinstadt; sie zählt nur 515 000 Einwohner, darunter etwas über 130 000 Neger. Bemerkenswerter aber als diese Gesamtzahlen ist eine Untersuchung nach der beruflichen Gliederung der Bevölkerung dieser Stadt, die nicht nur die amerikanische Bevölkerung, 130 Millionen Seelen, beherrscht, sondern auch auf die Entwicklung des Schicksals der übrigen Menschheit in fünf Erdteilen Einfluß hat.

Von den 515 000 Bewohnern Washingtons sind 100 000 Regierungsbeamte! Außerdem 2400 Rechtsanwälte, 650 Patentanwälte und 2200 Ärzte! Doch soll man bedenken, daß nicht alle Advokaten und Ärzte nur für die Bewohner der Stadt da sind — viele von ihnen haben Klienten in ganz Amerika und auch im nahen und fernen Ausland.

R. E.

## Azetilen fördert die Knospenbildung.

Karbid geben bei der Zerfetzung mit Wasser ein unangenehm riechendes Gas, Azetilen genannt, das vielfach auch zur Beleuchtung Verwendung findet. Nun hat eine der führenden amerikanischen Plantagenfirmen, die Hawaiian Pineapple Co. in Honolulu, ein Verfahren zur Förderung der Knospenbildung (besonders bei Ananaspflanzen) entwickelt und auch patentiert erhalten (US.-Patent 2 037 203); demzufolge mischt man feste Karbide der Erde zu, und zwar möglichst nahe der Pflanzen. Es entwickelt sich alsbald Azetylen gas, das die Knospenbildung fördert und damit den Fruchttertrag erhöht. R. E.

## Landpflanzen gedeihen besser in — Wasserkultur!

Kalifornien ist berühmt in der Welt als jenes Land, in welchem Gemüse und Früchte besser gedeihen als anderswo auf Erden. Und doch sind die Kalifornier mit sich und ihren Ernten anscheinend noch nicht zufrieden. Sie möchten noch höhere „Rekorde“ erreichen, noch größere Tomaten ziehen und noch reichere Ernten erzielen.

Nun — das ist kein leerer Wunsch. Dr. W. S. Gericke, ein Deutsch-amerikaner, der an der University of California wirkt, hat gefunden, daß viele Gemüse und Beeren besser gedeihen, wenn man sie vorsichtig in wäßrigen Lösungen von Chemikalien (in sogenannten Düngersalzlösungen) von bestimmter Temperatur zieht. Die Temperaturregulierung erfolgt mittels elektrischer Heizdrähte, die in den Wasserbehältern eingelegt werden.

Nachdem Laboratoriumsversuche überaus befriedigende Ergebnisse gezeigt hatten, ist man auf einzelnen Farmen dazu übergegangen, das neue Gericke-Verfahren in die Praxis überzuführen. In Capitola, Los Angeles, Richmond und Watsonville in Kalifornien gibt es heute schon Farmen, die unter Leitung von Dr. Gericke Landpflanzen nicht im Boden, sondern in großen Wasserbassins züchten, so unter anderen Paradeis, Zuckerrüben und Erdbeeren. Die Wasserbehälter sind oben zugedeckt mit feinen Drahtnetzen, auf welchen eine Schicht Sägespäne oder Streu aufgelegt ist: diese Schicht dient sowohl zur Aufnahme der Samen als auch zum Schutz vor Wärmeverlust. Sie wird durch die Chemikalienlösung dicht unterhalb des Drahtnetzes ständig feucht gehalten, so daß die auf ihr wachsenden Pflanzen reichlich Nahrung zugeführt bekommen. Die Wurzeln der Pflanzen reichen alsbald in das Wasser hinein, das nun verschiedene Chemikalien neuerlich zugefügt erhält — je nach Art der Pflanzenkultur und je nach ihrem Alter.

Gegenwärtig werden die Temperatur- und chemischen Bedingungen erforscht, unter welchen Tabak, Gurken, Blumen und andere Pflanzen am besten in Wasserkultur gedeihen.

Vergleiche ergeben, daß die auf den amerikanischen Markt kommenden Paradeispflanzen aus kalifornischen Wasserkulturfarmen viel größer, besser und darum höherwertig sind als alle anderen Tomaten.

Bemerkenswert ist, daß eine der größten amerikanischen Firmen, die General Electric Co., sich bereits für die neue Art der Farmwirtschaft interessiert und die für die Erzeugung des bestmöglichen Klimas erforderlichen Vorbedingungen studiert. R. E.

## Die Abbotsche Sonnenkraftanlage.

Den Teilnehmern der Weltkraftkonferenz in Washington wurde unter anderem Gelegenheit geboten, die neue Sonnenkraftanlage von Dr. Abbot zu besichtigen. Sie ist zweifellos wirtschaftlicher als alle anderen bisher erbauten Anlagen dieser Art, da sie zur Erzeugung von einer Pferdekraft „nur“ sechs Quadratmeter Spiegelfläche braucht (während bisher ein Vielfaches dieser Fläche erforderlich war); aber diese Pferdestärke ist doch viel teurer als auf anderem Wege gewonnene Kraft. Die „kostenlose“ Sonnenwärme ist noch immer nicht billig genug.

Die neue Sonnenkraftanlage besteht aus einem (parabolischen) Spiegel aus Aluminium, der die Sonnenstrahlen sammelt und durch ein mit (schwarz gefärbter) Diphénylverbindung gefülltes Rohr leitet: diese Verbindung — eine Flüssigkeit — nimmt die ihr zugeführte Wärme auf und führt sie durch die Heizrohre eines Dampfkessels, in welchem sie aus Wasser Heißdampf (unter Überdruck) erzeugt. Die Flüssigkeit selbst wird dann in die Spiegelapparat zurückgepumpt, um neuerlich erwärmt zu werden. R. E.

# Der Nussknocker

## Köffelsprung.

zeit	ma	man	sonst	der	las				
sich		von	ein		ber				
zu	ßen	muß	fer	an	sen	nies	den		
ne	durch	wis	zeit	neu	sche	bin	ein	liert	mit
ge	ti	zel	den		man	gang	mut	aus	
blät	schen	ge	ein	um	los	mehr	gu		
kräf	fer	im	ren	ten	fällt				
men	und	und	mer						

C. A. J.

## Im Nu.

Das „es“ verkehrt vor der Nachricht stand,  
Da war sie als Moment bekannt.

W. J.

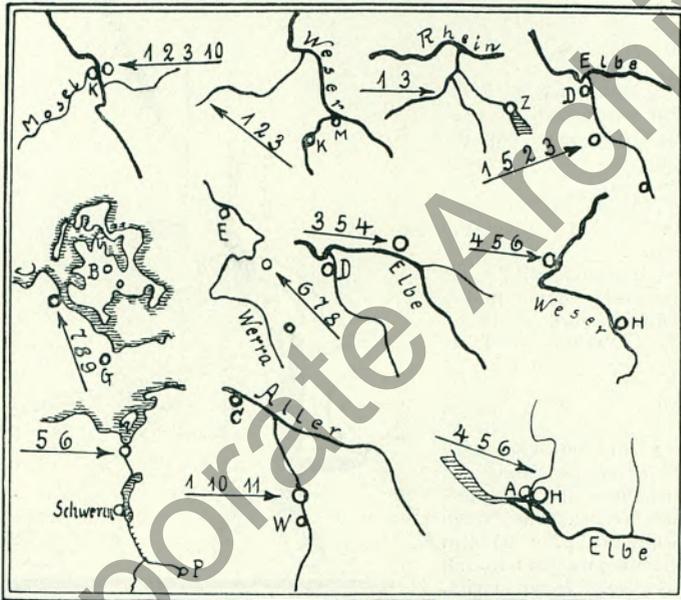
## Buchstabenpiel/Denktaufgabe.

Unter Verwendung nachstehender 72 Silben sollen 33 Wörter folgender Bedeutungen gebildet werden. Für jeden Punkt oder Strich kommt je ein Buchstabe in Frage, der sich aus den folgenden Silben ergibt. Die an Stelle der Punkte stehenden Buchstaben, also Wortteile, der zu erratenden Wörter, im Zusammenhang gelesen, nennen dann einen Sinnspruch.

ach - an - an - bin - bruch - burg - cha - che - chem - chen - da - dal - de - den - di - die - die - die - dir - en - en - es - früh - gan - ge - gel - gel - ger - in - in - keit - ken - la - lär - le - ling - ma - mis - na - nam - ne - ne - nieh - nitz - pen - sa - sech - se - se - sel - ses - sie - so - so - stahl - ste - sten - ster - ster - stie - te - te - ter - tig - tros - we - wes - wol - zu - zun.

1. . . . . Männliches Kleidungsstück
2. . . . . Hinterindischer Schuhstaat.
3. . . . . Fußboden.
4. . . . . Deutscher Dichter.
5. . . . . Verbrechen.
6. . . . . Nadelholzbaum.
7. . . . . Himmelskörper.
8. . . . . Organ in der Mundhöhle.
9. . . . . Fußbekleidungsgegenstand.
10. . . . . Stadt im Freistaat Sachsen.
11. . . . . Aschensalz.
12. . . . . Sünde, Schande.
13. . . . . Sitzmöbel.
14. . . . . Junges Mädchen.
15. . . . . Verschließen.
16. . . . . Heergepäck (Mehrzahl).
17. . . . . Vorort von Berlin.
18. . . . . Stadt in Schlesien.
19. . . . . Schluß.
20. . . . . Rauchfang.
21. . . . . Teil des britischen Reiches in Asien.
22. . . . . Verbrecherin.
23. . . . . Niedertracht.
24. . . . . Stadt in der Altmark.
25. . . . . Jahreszeit.
26. . . . . Ruderbootsart.
27. . . . . Verwandte.
28. . . . . Plötzlicher starker Regenguß.
29. . . . . Südamerikanisches Gebirge.
30. . . . . Preisgekrönter.
31. . . . . Hautflügler mit Giftstachel.
32. . . . . Eisenstift.
33. . . . . Stadt in Ostpreußen. C. A. J.

## Geographisches Formenrätsel.



Die Pfeile zeigen auf die geographischen Objekte, deren Namen zunächst gesucht werden sollen. Die Ziffern auf den Pfeilen bezeichnen die Buchstaben der Namen, die in der angegebenen Reihenfolge zu einem Motto über den 1. Mai 1937 zusammengestellt werden sollen.

C. J.

## Doppelter Sinn.

In mir steht segenspendend  
Der Priester am Altar.  
Mit andrem Sinn: es schallen  
Die Töne laut und klar.

W. J.

## Lösungen aus dem Märzheft.

### Bildrätsel.

Man liest die Reihenfolge der Zeichen nach der Zahl: 1. heller Punkt, 2. schwarzer Punkt, 3. Kreuz, 4. Strich.

„Die Herrschaft über den Augenblick ist die Herrschaft über das Leben!“

### Köffelsprung.

Acht' stets auf dein Handeln, daß niemals im Leben  
Dem Freunde du Anlaß zu Zweifeln wirst geben;  
Wird einmal dein Freund nur Enttäuschung verspüren —  
Und wär' er der beste —: du wirst ihn verlieren!  
Arn. Bohs.

### Doppelworträtsel.

Laboratorium, Kleid, Harmonie, Festaktus, Steiger, Lotterie.  
Belastung, Auferstehung, Etandesamt.  
Blattlaus.

### Raspi.

1. Kaernten. 2. Gerundium. 3. Gaudium. 4. Weizen. 5. Verkauf.  
6. Fuenen. 7. Siluzensur. 8. Lauffen. 9. Kauczchen. 10. Lochnung.  
Öffne ein Auge, um zu verkaufen, zwei, um zu kaufen.

# Die Holzpflanzkammer enthaltend die buntesten im veranschauligten Monat eingesamelten Spottwörter

„Weißt du denn schon, was eine Braut ist, Brigittchen?“  
„Natürlich weiß ich das, Mutti. Eine Braut ist eine, die noch keinen hat, aber schon einen weiß.“

\*

Frischen und die kleine Else unterhalten sich über die Erscheinung, daß zur Osterzeit der Hase bunte Eier legt.

„Glaubst du denn daran?“ will Klein-Else wissen.

„Warum nicht?“ sagt Frischen. „Heute ist doch technisch alles möglich!“  
(Berliner Illustrierte Zeitung.)

\*

Klein-Elschen hat einen Brief an die Lante mit viel Mühe und Not glücklich beendet. Am Schluß heißt es: „Am nächsten Sonntag werden wir Dich besuchen. Vater meint, das würde Dich Ungeheuer freuen...“

(Kölnische Illustrierte Zeitung.)

\*

Frischen liegt im Bett und soll schlafen. Lante Klara sitzt am Tisch und liest Zeitung. Frischen ist in Gedanken noch auf dem Hof und in den Ställen des väterlichen Gutes. Da ist heute ein großer, neuer Bulle eingezogen, der Frischens ganzes Interesse beansprucht: „Lante, alle Tiere macht doch der liebe Gott!“

„Ja, mein Junge, aber jetzt sollst du schlafen.“

„Lante Klara, auch die Bullen macht der liebe Gott?“

„Gewiß, mein Liebling, aber nun mach die Augen zu und schlaf!“

„Lante, hör mal, wenn der liebe Gott nun so 'nen Bullen im Himmel fertig hat, wie kriegt er den wohl runter?“

(Königsberger Allgemeine Zeitung.)

\*

„An dieser Stelle“, sagte das alte Fräulein Pech, „habe ich vor dreißig Jahren mal ein Rendezvous mit einem Leutnant verabredet... Ich wäre heute vielleicht Generalin — wenn er damals gekommen wäre...“

(Die Woche.)

Der neu eingestellte Laufjunge hatte genaue Anweisung erhalten, wie er die einzelnen Besucher abfertigen sollte.

Am Nachmittag betrat ein Herr das Büro: „Ist der Chef zu sprechen?“

„Sind Sie ein Vertreter, oder wollen Sie eine Rechnung kassieren, oder sind Sie ein Freund vom Inhaber?“

„Ich bin alles drei!“ antwortete der Befragte.

„Aha! Der Chef sitzt in einer Konferenz — er ist verreist — treten Sie bitte näher!“  
(Koralle.)

\*

Bei Rohköstlers wird zu Tisch gebeten: „Schnell, schnell, meine Damen und Herren“, ruft der Gastgeber, „das Essen welkt!“  
(Kölnische Illustrierte Zeitung.)

\*

Bei uns gab es jüngst Warmbier. Warmbier ist eine norddeutsche Angelegenheit und wird aus heißem Bier, Sahne und Eiern gekocht. Wir hatten einen Münchner als Gast.

„Schmeckt es Ihnen?“ fragte ich.

Er meinte: „Meine Frau kocht den Kaffee anders.“

(Berliner Illustrierte Zeitung.)

\*

„In Afrika“, dozierte der Forschungsreisende, „gibt es einige wilde Stämme, die überhaupt keine Steuern bezahlen.“

„Wovon sind denn die bloß wild geworden?“

(Die Woche.)

\*

Zeichenstunde.

Heute sollten die Schül-

ler einmal bildlich darstellen, was sie einst werden wollten. Sie zeichneten Soldaten, Lokomotivführer, die Mädchen Schneiderinnen, Sekretärinnen usw.

Nur das kleine Lieschen kaute verlegen am Bleistift, und der Lehrer fragte sie endlich:

„Weißt du noch nicht, was du später tun willst?“

„Doch“, sagte das kleine Ding, „aber ich weiß nicht, wie man das zeichnet: ich möchte heiraten.“  
(Kölnische Illustrierte Zeitung.)



Das Rosenwunder.

Zeichnung von Jugendbubel.

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Für die Schriftleitung verantwortlich: W. Debus, Düsseldorf. Druck: A. Bagel, Düsseldorf. — Schriftleitung und Geschäftsstelle: Düsseldorf, Ludwig-Knickmann-Straße 67. — Fernsprecher: Sammelnummer Ortsverkehr 1 02 11, Fernverkehr 1 02 31.

„Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Ludwig-Knickmann-Straße 67, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte) 8 RM., Einzelheft 75 Pf. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. Bei Sammelbezug (mindestens 10 Exemplare) wird ein entsprechender Rabatt gewährt. Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrgangs werden, soweit nicht vergriffen, auf Wunsch nachgeliefert. — Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Haftung übernommen.